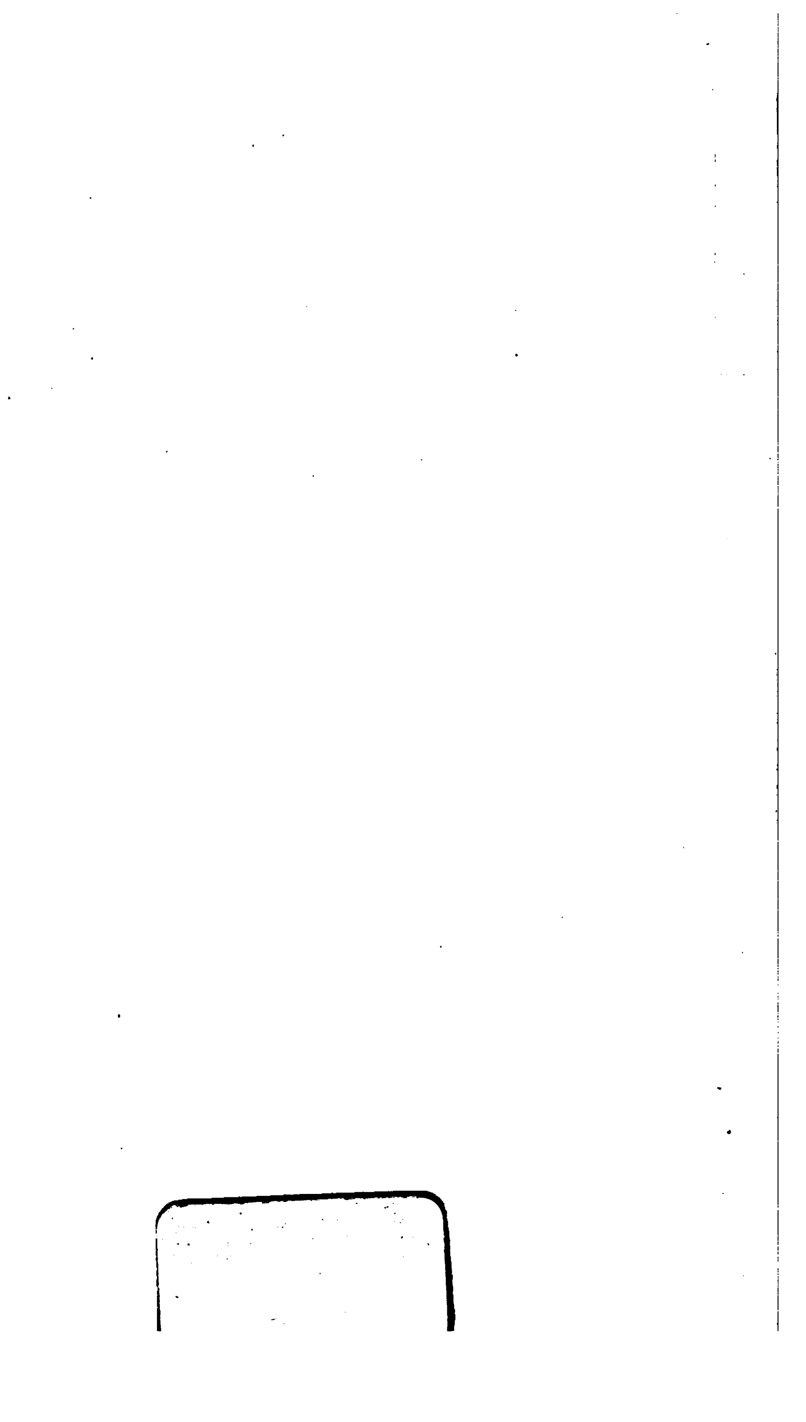


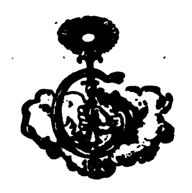


NGH
Urban

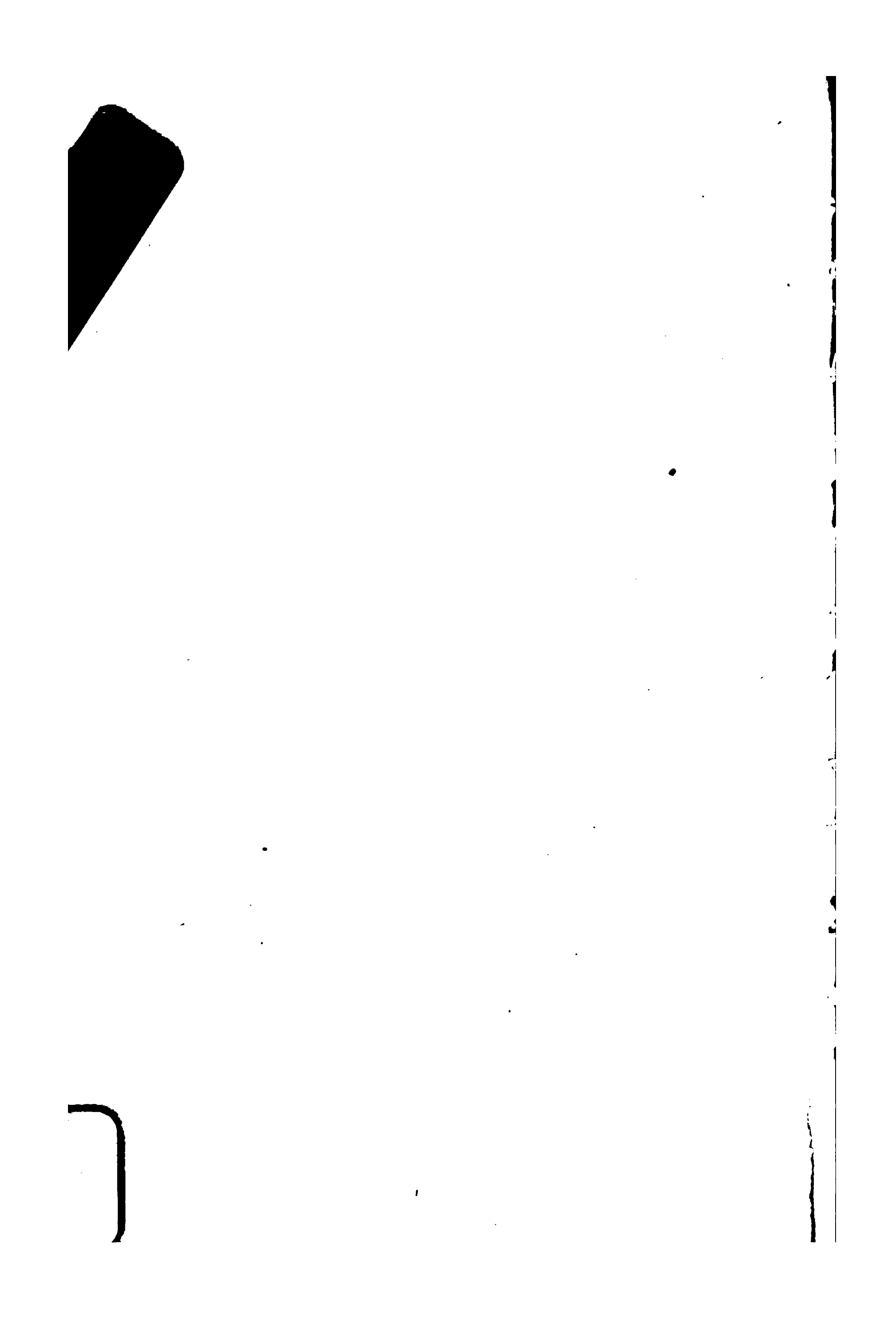
Aus dem Dollarlande

Henry F. Urban

Aus dem Dollarlande

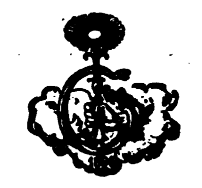


Berlin W. 50
Concordia Deutsche Verlags-Anstalt
Hermann Ehbock.

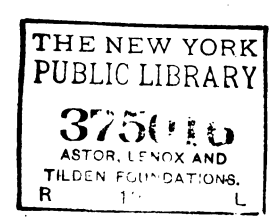


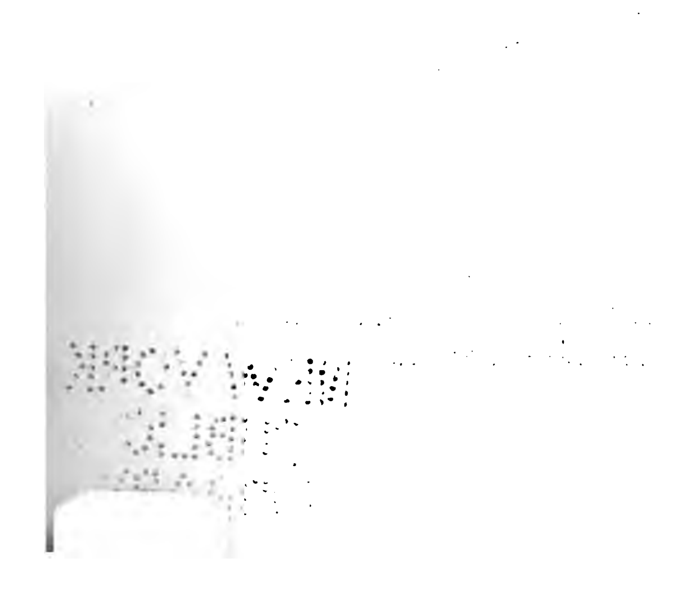
Henry F. Urban

Aus dem Dollarlande

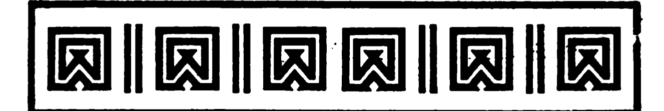


Berlin W. 50
Concordia Deutsche Verlags-Anstalt
Hermann Ehbock.





Inhaltsangabe



Der gelbe Mantel.

Von zweien seiner Söhne sprach der alte Claflin mit besonderem Stolz. „Ja," pflegte er zu sagen, „es sind liebe tüchtige Jungens. Der Tom ist im Schnittwarengeschäft und macht seine fünftausend Dollar das Jahr — mit Leichtigkeit. Carroll ist im Patentmedizingeschäft und macht als Reisender so an sechstausend Dollar das Jahr, nicht übel, wie?" Nur wenn man nach dem dritten fragte, nach Winfred, so runzelte er die Stirn und meinte: „Ach, Winfred — er ist völlig aus der Art geschlagen, ein Tunichtgut. Er schreibt, macht Verse. Ein verfluchter Unfug, elende Zeitvergeudung! Natürlich macht er so gut wie nichts damit. Ich habe selber nicht viel, um ihm zu helfen. Und von den Brüdern nimmt er nichts an. Ich könnte ihn mit Leichtigkeit bei einer großen Wasserklosettfirma unterbringen. Aber er will nicht, wurde noch grob, als ich ihm das anbot. Nun — wie man sich bettet, so liegt man. Nichts zu machen. Ist viel-

leicht Vererbung. Der Großvater war auch hier oben nicht ganz in Ordnung, machte ebenfalls Verse." Dann sprach der alte Claflin von etwas anderem.

Winfred Claflin, bei dem etwas nicht ganz in Ordnung sein sollte, ging es wirklich nicht besonders. Er hauste zwischen der Madison Avenue und Park Avenue nahe dem Park, in einem alten Hause, worin alles knarrte und klapperte. Früher war es ein Privathaus gewesen. Dann hatte es der Besitzer in ein sogenanntes Ateliergebäude verwandelt und ihm den pompösen Namen „Apollo" gegeben. Im „Apollo" wohnten weiter nichts wie Künstler: ein Maler, ein Witzblatt-Illustrator, ein italienischer Gesanglehrer, eine deutsche Musiklehrerin, ein Architekt, eine Photographin, die nur Säuglinge photographierte, sowie ein französischer Fechtmeister, namens de Mirabelle. Der Fechtmeister behauptete, ein Graf zu sein und auf eine ungeheure Erbschaft in Frankreich zu warten. Claflin war der einzige Vertreter der feinen Literatur. Seine Wohnung lag im obersten Stockwerk, dem vierten, nach hinten heraus. Sie bestand aus einem zweifenstrigen kleinen Zimmer, worin er arbeitete, einem winzigen Nebenraum, worin er schlief, und einem noch winzigeren Badezimmer. Das Frühstück lieferte Herr Weiß, der deutsche

Hauswart, zu mäßigem Preise ins Zimmer. Frau Weiß sorgte, ebenfalls zu mäßigem Preise, für ständige Reinlichkeit der Zimmer. Das Völkchen lebte da ganz gemütlich und lustig. Sie kannten sich alle, besuchten sich gelegentlich und besprachen ihre großen Hoffnungen und großen Enttäuschungen. Der Mann mit den größten Enttäuschungen war zweifellos Claflin. Dafür war er schon bei den andern bekannt. Sie betrachteten ihn als chronischen Pechvogel. Er hatte drei Bände Gedichte und zwei Romane veröffentlicht, die nur wenige kannten, und zwei Lustspiele geschrieben, die irgendwo in einer Theaterkanzlei lagen. Eben jetzt hatte er wieder einen Band Erzählungen beim Verleger. Wenn er nicht ständiger Mitarbeiter an einem Wochenblatt gewesen wäre, hätte er nicht aus noch ein gewußt.

Dabei war er keineswegs ein Jüngling mehr, sondern Mitte der Dreißiger. Und schon begann der Geist durch die Haare oben auf dem Kopf hindurch zu leuchten, wie er selber zu sagen pflegte. Aber mit seiner schlanken Figur und seinem bartlosen Gesicht, darin eine große Indianernase und ein satirischer Mund auffiel, sah er jünger aus, als er war.

Die letzte Enttäuschung hatte der Winter gebracht. Claflin brauchte einen neuen Wintermantel und hatte das Geld nicht dazu. Es wurde

bereits unangenehm kalt. Er half sich, indem er die baumwollene Sommerunterwäsche anzog, darüber die halbwollene Herbstunterwäsche und darüber wieder die ganzwollene Winterunterwäsche. Das hielt ihn warm. Wenn er Bekannte traf und diese bemerkten: „Kalt heute, nicht wahr?" so erwiderte er lächelnd:

„Kalt? Sie scherzen, mir ist überaus mollig!"

So täuschte er sie über den wahren Grund für den fehlenden Wintermantel. Zum Glück bekam er nach einigen Wochen ein Honorar für drei Gedichte und eine kleine Erzählung. Davon blieben ihm noch acht Dollar für einen Wintermantel.

„Acht Dollar für einen Wintermantel?" sagten der Maler, der Illustrator, der Musiklehrer, die Musiklehrerin, der Architekt, die Photographin für Säuglinge und Graf de Mirabelle. „Wir sind gespannt, wo Sie den auftreiben! Dafür bekommen Sie gerade das Futter zum Mantel!"

Aber Claflin verzagte nicht. Er ging in ein bekanntes Geschäft in der unteren Stadt und sagte:

„Ich brauche einen Wintermantel, kann aber nicht mehr als acht Dollar ausgeben. Haben Sie einen solchen Mantel?"

„Bedaure!“ meinte der Verkäufer und lächelte. „Wir haben nichts unter fünfzehn Dollar und das ist nichts Besonderes!“

Claflin trollte sich von dannen. In jedem besseren Geschäft erhielt er den gleichen ungünstigen Bescheid. Gerade wie er in dem vierzehnten Geschäft sich zum Gehen wandte, bemerkte der Verkäufer:

„Einen Augenblick, mein Herr — wir haben da einen ganz besonderen Mantel, den sich ein Engländer eigens auf Bestellung hat anfertigen lassen, aber nicht abgeholt hat, weil er Hals über Kopf nach Argentinien mußte. Den könnten wir Ihnen allenfalls für den Preis geben.“ Damit begab er sich in einen entfernteren Teil des Ladens und kehrte mit dem Mantel zurück. „Hier ist er!“ Es war ein äußerst ungewöhnlicher Mantel von einem Schnitt, den es in ganz New York nicht gab. Das Tollste war aber die Farbe: er war von einem schreienden Gelb und hatte vorne zwei lange Reihen dunkelbrauner Knöpfe, jeder so groß wie ein Silberdollar, sowie einen hohen Kragen aus dunkelbraunem Samt.

„O heiliger Apollo!“ sagte Claflin entsetzt. „Dieser Schnitt und vor allen Dingen diese Farbe: Unmöglich — es gäbe eine Revolution, wenn ich damit auf der Straße erschiene!“

„Ja — sehr gelb ist er. Das gebe ich zu!“

meinte der Verkäufer. „Aber diese Engländer haben oft einen kuriosen Geschmack. Gerade so wollte ihn der Herr, nicht anders. Vor allen Dingen ist er jedoch schön warm, sehen Sie nur das Futter, und sehr solide. Er hält jahrelang. Und dann — er wird nie gelb!“ Ueber diesen Witz mußte der Verkäufer laut auflachen. Er wieherte wie ein Pferd. Claflin lachte ebenfalls.

„Sehr richtig!“ bestätigte er. „Noch gelber kann er nicht gut werden. Aber würde er denn überhaupt passen?“

„Probieren Sie ihn mal an!“

Claflin schlüpfte in den bereit gehaltenen Mantel; er reichte ihm nahezu bis auf die Füße.

„Er sitzt wie angegossen!“ meinte der Verkäufer und strich bewundernd am Mantel herum. „Sehen Sie nur in den Spiegel.“

„Hm — er sitzt in der Tat wie angegossen!“ Claflin besah sich von allen Seiten. „Wie ein Kanarienvogel — haha! Finden Sie nicht, daß ich wie ein Kanarienvogel aussehe — was?“

„Aber wie ein sehr wohlhabender Kanarienvogel!“ Der Verkäufer wieherte abermals. „Und wie ein warmer Kanarienvogel!“ fuhr Claflin fort. „Es ist ohne Frage ein molliges Gefieder. Aber wie gesagt — er ist unmöglich. Doch halt — nein!“ Ein Gedanke schien ihm plötzlich gekommen zu sein. „Ich nehme ihn, und wenn die

Sperlinge deswegen tot von den Dächern fallen! Und behalte ihn auch gleich an. Hier sind die acht Dollar. Den alten Mantel können Sie mir schicken!" fügte er lächelnd hinzu. Das war ein Scherzchen von Claflin, da er gar keinen alten Mantel hatte. Der Verkäufer wieherte auch hierüber.

Claflin trat aus dem Laden. Den Weg nach Hause gedachte er zu Fuß zurückzulegen, denn es war kalt, bei grauem Himmel, so gegen vier Uhr nachmittags. Ja, mit dem Nachhausegehen war das nun so eine Sache. Er merkte sofort: er erregte Aufsehen. Jeder Mensch, der anders gekleidet ist als die übrigen, erregt in Amerika Aufsehen, denn es ist das Land der Gleichförmigkeit. Leute, die ihm begegneten, lächelten. Er hörte junge Damen kichern und bemerken:

„Sieh dir nur diesen erstaunlichen Mantel an!"

Ein Bursche, der auf einem Lastwagen an ihm vorbeifuhr, schrie mit heiserer Stimme vom Bock herunter:

„He — aus welchem Käfig bist du entschlüpft?"

Worauf von irgendwoher eine Stimme antwortete:

„Erschrecke ihn nicht, sonst fliegt er davon."

Claflin hörte das alles. Aber es machte

ihm nichts. Im Gegenteil — eine Art spitzbübischer Freude lag auf seinem Gesicht. Ueberdies war ihm wundervoll mollig in dem Mantel. Das war die Hauptsache. Und stolz wie ein Dollarkönig stolzierte er den Broadway hinauf.

„Ein höchst sensationeller Mantel!" sagten die Leute und liefen mit rückwärts gekehrten Gesichtern, bis sie gegen einen Laternenpfahl stießen.

Straßenbahnschaffner, die den Mantel sahen, vergaßen das Fahrgeld anzuklingeln und taten es dann in ihre eigne Tasche. Droschkenkutscher rannten mit ihren Wagen aneinander und fluchten, daß die Fensterscheiben in den Häusern klirrten. Polizisten überlegten sich, ob sie es nicht mit einem Geistesgestörten zu tun hätten und nach einer Hospitalambulanz mit Zwangsjacke telephonieren sollten. Alles aber war sich klar über das eine, daß der Gelbe unmöglich ein Amerikaner sein konnte, sondern von irgendwo anders herstammte, wahrscheinlich aus England oder Deutschland oder Frankreich oder gar aus Rußland. Jeder, der nach Hause kam, fiel sofort mit der Nachricht ins Haus:

„Heute Nachmittag habe ich etwas Unglaubliches gesehen. Am Broadway lief ein Mensch herum mit dem sensationellsten Mantel, den ich je erblickt habe." Dann folgte eine genaue Be-

schreibung des Mantels, und die ganze Familie, oder wer es sonst war, schüttelte lachend den Kopf.

Als Claflin mit dem Mantel am Abend im „Apollo“ anlangte, erhob sich ein Schrei des Entsetzens. Graf de Mirabelle, der Fechtmeister, rang verzweifelt die Hände und schwor:

„Bei Ludwig dem Vierzehnten, mit dem ich verwandt bin, sehr verwandt, meine Herren und Damen — ich werde Monsieur Clafläng nicht kennen, wenn ich ihn auf der Straße treffe!“

Armstrong, der Witzblattzeichner, ersuchte ihn, am nächsten Morgen in dem Mantel für ihn Modell zu stehen. Und Hendricks, der Architekt, brüllte beim Sprechen wie ein Löwe. Als man ihn fragte, warum er denn so brülle, da doch niemand schwerhörig sei, erwiderte er:

„Das ist der Mantel. Er schreit so, wie man in solchem Falle zu sagen pflegt, daß man ja sein eignes Wort nicht versteht.“ Ueber diesen Scherz schüttelte sich alles vor Lachen. Claflin lachte mit. Nichts vermochte ihn aus seiner olympischen Ruhe zu bringen.

„Ich gebe zu,“ meinte er sehr gemütlich, „daß der Mantel wirklich etwas laut ist, wie man so zu sagen pflegt. Aber ich werde ihn trotzdem tragen. Die Tatsache, daß alle übrigen Leute andre Mäntel tragen, erscheint mir kein

Grund, ihn abzulegen. Es gibt nichts Dreisteres, Dümmeres und Geistloseres, als die Tyrannei der Mode, die nirgends so dreist, dumm und geistlos ist wie gerade bei uns. In anderen Ländern sind sie viel toleranter darin. Als Mann von Charakter bin ich über diese Tyrannei erhaben. Ich trage, was mir paßt, nicht was andre mir vorschreiben. Der wahre Grund aber, warum ich diesen Mantel erstanden habe, ist ein andrer. Er soll mir die lang ersehnte Berühmtheit bringen, die mir meine Werke nicht gebracht haben. Im Lande der Gleichheit braucht man nur etwas zu tun, was die übrigen nicht tun — und man erregt Aufsehen. Warten wir es ab. Ich kenne meine Landsleute."

Claflin pflegte jeden Nachmittag um 3 Uhr die Feder hinzulegen und an der Fünften Avenue und auf dem Broadway spazieren zu gehen. Er tat das einmal aus Gesundheitsgründen und dann, um neue Eindrücke zu gewinnen oder sich an den lieblichen Mägdlein zu erfreuen; denn er war ein großer Verehrer des weiblichen Geschlechts. Pünktlich zur gewohnten Stunde erschien er am nächsten Tage in der Fünften Avenue. Es war dieselbe Geschichte. Alle Welt staunte über den gelben Mantel und erging sich in Vermutungen, wer der Mensch wohl sein könnte. Im Café Martin, wo er nach alter Ge-

pflogenheit Rast machte, hörten die Lebedamen auf mit den Augen zu klappern, und besprachen mit ihren Begleitern den seltsamen Mantel sowie seinen Träger. Claflin schlürfte behaglich seinen „Sherry Flip“ und lachte sich ins Fäustchen.

„Diese Idioten!“ sagte er sich im stillen. „Aber mein Plan scheint nicht so dumm zu sein.“

Als er das Café verließ, wanderte er die Fünfte Avenue wieder zurück, auf der Ostseite — zweifellos der beachtetste Mann auf der ganzen Avenue. An der 42. Straße beschloß er, den Fahrdamm zu kreuzen, um seinen Spaziergang auf der andern Seite der Avenue fortzusetzen. Bei dem gewaltigen Verkehr an diesem wichtigen Kreuzungspunkt war das keine Kleinigkeit. Von Osten nach Westen und umgekehrt kamen die Straßenbahnwagen daher. Die Avenue hinauf und hinab rollten die Kutschen der vornehmen New Yorkerinnen. Ab und zu hielten die Polizisten sämtliches Fuhrwerk an, um die Fußgänger ungefährdet über die Straße zu lassen. Gerade als die Polizisten den Fuhrwerken wieder einmal den Weg freigaben, schlüpfte Claflin noch rasch zwischen einigen Kutschen hindurch. Mit einem gewaltigen Satz flatterte er wie ein erschrockener riesiger Kanarienvogel gerade an einem jungen, unruhigen Droschkengaul vorüber. Der Gaul scheute ob der unge-

wöhnlichen Erscheinung, und ehe sich's jemand versah, ging er durch, die Avenue hinauf. Eine gewaltige Aufregung entstand. Männer schrien, Frauen kreischten, alles sprang zur Seite, fuhr zur Seite, Polizisten pfiffen gellend auf ihren Pfeifen. Der berittene Polizist fegt wie ein Tornado hinterher, packt den Gaul, reißt ihn herum, bringt ihn zum Stehen, grade wie er um ein Haar in eine Kutsche gesaust wäre. Aus der Droschke springt eilends ein kreidebleicher Herr, sehr vornehm. Im Nu ist eine Menschenmenge versammelt. Drei, vier, fünf Polizisten stürzen atemlos herbei.

„Der ver — ver — fluchte Kanarienvogel war's! Vor dem hat der Gaul gescheut!" schreit der Kutscher nach Luft schnappend, sieht sich wild von seinem hohen Sitz nach dem Kanarienvogel um. „Da ist er — da drüben ist er!"

Schon kommt Claflin daher, sehr ruhig. Ein Polizist läuft hinüber, ersucht ihn zu dem Wagen zu kommen.

„Nicht zu nah — bleiben Sie hinter dem Wagen, Sie Kanarienvogel, elender!" schreit der Kutscher. „Der Gaul geht noch einmal durch!" Die Menge empfängt Claflin mit stürmischem Gelächter.

„Der Kutscher meint, Sie wären die Ver-

anlassung, daß der Gaul durchging!“ sagt der Polizist.

„Kann schon sein,“ meint Claflin. „Was kann ich dafür?“

„Aber wie kann man mit so einem Mantel auf der Fünften Avenue spazieren gehen?“ fragt der Kutscher.

„Das geht Sie gar nichts an!“ sagt Claflin wiederum sehr gemütlich.

„So — es geht mich nichts an, wenn Sie meinen Gaul scheu machen und Mord und Totschlag anrichten? Ich verlange, daß Sie verhaftet werden, daß Sie sofort verhaftet werden.“

„Ja,“ meint der Polizist, „es ist ja nichts weiter geschehen. Da kann ich ihn auch nicht verhaften. Wegen des Mantels, der allerdings sehr gelb und merkwürdig ist, kann ich ihn nicht verhaften.“

„Das denke ich auch!“ mischte sich der vornehme Herr aus der Droschke mit höflichem Lächeln ein. „Aber wenn Sie mir gestatten, Ihnen einen guten Rat zu geben, mein Herr,“ wandte er sich verbindlich an Claflin, „tragen Sie den auffallenden Mantel nur am Abend.“

„Sehr verbunden!“ erwiderte Claflin. „Ich sehe jedoch nicht ein, warum sich die verehrten Droschkengäule nicht lieber an meinen Mantel gewöhnen sollen. Erst kommt das Publikum,

dann die Herren Droschkengäule. Die Gäule haben sich ja auch an die Automobile gewöhnen müssen. Man hat nicht verlangt, daß Vanderbilt seinen „Gelben Teufel“ verkaufen soll, weil sich die Droschkengäule darob entsetzt haben. Ich empfehle mich.“

Er lüftete seinen Hut vor dem vornehmen Herrn und entfernte sich ungehindert. Die Leute lachten. Er war noch nicht weit gekommen, als ihn ein fetter junger Mann mit roten Haaren einholte.

„Entschuldigen Sie,“ sagte der fette junge Mann, „sind Sie nicht Herr Winfred Claflin, der Dichter und Schriftsteller?“

„Der bin ich!“ versetzte Claflin. „Und wer sind Sie?“

„Ich bin Robert Bubbles, der Berichterstatter. Ich war zufällig Zeuge des aufregenden Vorfalls und gedenke etwas darüber zu schreiben. Darf ich fragen, wie Sie zu dem sensationellen Mantel gekommen sind?“

„Mit Vergnügen!“ Und während sie dahinschritten, erzählte Claflin, wie er zu dem Mantel gekommen sei. Doch hütete er sich weislich, zu sagen, warum er ihn gekauft hatte. Bubbles bedankte sich, stellte noch einige Fragen über Claflins neueste Arbeiten und empfahl sich. Daheim im „Apollo“ sagte Claflin nichts von

seinem Erlebnis. Sie mußten die ganze Geschichte ja doch aus den Zeitungen erfahren.

Und so geschah es. Alle seine Kameraden klopften am nächsten Morgen bei Claflin an, hielten sich die Seiten vor Lachen und wollten wissen, wie sich das alles zugetragen habe. O — noch ganz andre Sachen würde er mit dem blödsinnigen Mantel erleben, prophezeiten sie ihm. Am ausführlichsten war der Bericht von Bobby Bubbles. Er war überaus ulkig und sogar von dem Karikaturisten des Blattes mit Bildern geschmückt, die den Hergang in urkomischer Weise vor Augen führten. Nun erfuhr Claflin auch, warum der Sache eine solche Wichtigkeit verliehen worden war. Der vornehme Herr in der Droschke, der um ein Haar sein Genick gebrochen hätte, war einer von New Yorks Dollarkönigen.

„Famos! Famos!" sagte Claflin und rieb sich die Hände. „Seht ihr, der Mantel fängt schon an, für mich zu arbeiten. Großartig! Was habe ich euch gesagt?"

Als Claflin am Nachmittage wieder mit seinem gelben Mantel in der Fünften Avenue erschien, machte er die überraschende Entdeckung, daß ihn fast alle Leute kannten, denen er begegnete.

„Hier kommt der Dichter Claflin mit dem

gelben Mantel!" sagten sie und beglotzten ihn wie ein Wundertier.

„Idioten!" dachte Claflin und schritt gemütlich weiter.

Oder: „Da ist ja der dichtende Kanarienvogel, der die Gäule scheu macht!"

„Idioten!" dachte Claflin und ging würdevoll weiter.

Oder es hieß:

„Da ist Herr Claflin — warten wir einen Augenblick, vielleicht geht wieder ein Gaul durch!"

„Idioten!" dachte Claflin und verbiß sich das Lachen.

Der Polizist an der 42. Straße grüßte und sagte: „Wie geht's, Herr Claflin?"

In der Konditorei von Maillard, wo er diesmal seinen Kaffee trank, war er der Mittelpunkt des Interesses für die eleganten Naschkatzen aus vornehmer Familie.

„Eigentlich," dachte Claflin, „sollte ich eine Satire darüber schreiben — über einen sehr gelben Mantel, der einem Schriftsteller in zwei Tagen mehr Aufmerksamkeit verschafft, als die Arbeit von Jahren. Zu toll! Sollte man's für möglich halten?"

Doch das war nur der Anfang. Sein Verleger schrieb ihm, daß urplötzlich eine ganz unge-

wöhnliche Nachfrage nach Claflins Schriften entstanden sei. Die Damen liefen ihm, so schrieb er, den Laden ein und verlangten die Werke des Dichters mit dem gelben Mantel, wie sie lachend betonten.

„Mir ist's recht, mir ist's völlig recht. Nur zu!" sagte Claflin vergnügt.

Es dauerte nicht lange, und Claflin war ein stadtbekannter Mann. Der Verleger benutzte das, als findiger Geschäftsmann, und beschleunigte die Veröffentlichung von Claflins neuen Erzählungen. Sie fanden nicht nur günstige Besprechungen, sondern das Publikum kaufte sie auch, weniger weil sie wirklich gut waren, als vielmehr, weil der Dichter mit dem gelben Mantel sie verfaßt hatte. Denn nach wie vor wandelte Claflin zwischen drei und fünf Uhr nachmittags mit seinem gelben Mantel in der Fünften Avenue und auf dem Broadway umher. Er wurde sogar zu einer New Yorker Sehenswürdigkeit. Oft, wenn die großen Tallyhos mit sechs Pferden daherkamen, vollgepfropft mit Fremden, denen der Unternehmer New Yorks Sehenswürdigkeiten zeigte, so erscholl die Stimme des Ausrufers auf dem Wagen:

„Dies ist das Haus von William K. Vanderbilt — hier ist die schönste Kirche von New York, die Kathedrale — hier ist das sogenannte Bügel-

eisen, New Yorks berühmtester Wolkenkratzer — hier der Mann mit dem gelben Mantel ist Winfred Claflin, der Dichter!" Und alle Hälse reckten sich nach Claflin. Besonders die Damen beäugten ihn mit Interesse und bemerkten:

„Nein — wie faszinierend er ist!"

Und sie nahmen seine Bücher mit nach Ohio und nach Minnesota und nach Carolina und nach Louisiana und erzählten daheim, wie sie in New York am hellen Tag einen lebendigen Dichter gesehen hätten, den berühmten Winfred Claflin, der in einem merkwürdig gelben Mantel in der Fünften Avenue und auf dem Broadway spazieren zu gehen pflege.

Und der alte Claflin? Ja — was der jetzt stolz auch auf seinen Sohn Winfred ist, das glaubt man nicht.

„Denken Sie sich," hat er neulich schmunzelnd zu einem Freunde gesagt, „zweitausend Dollar hat Winfred bereits mit seinem neuen Buch gemacht — ein Mordskerl. Aber diese Idee mit dem Mantel — entzückend. Es ist eine Idee, deren sich Rockefeller nicht zu schämen brauchte."

Und Claflins Freunde im „Apollo"? Sie haben allesamt Claflin angepumpt, einer nach dem andern, und Graf de Mirabelle betrachtet es als eine ganz besondere Ehre, wenn er, der mit

Ludwig dem Vierzehnten verwandt ist, sehr verwandt, mit Claflin in der Fünften Avenue spazieren gehen darf.

„Wissen Sie," hat er neulich zu Claflin gesagt, „wenn doch mal die Pferde von der Frau Vanderbilt wegen des Mantels durchgingen — das wäre eine Reklame!" Und Claflin erwiderte herablassend:

„Mein lieber Freund — das habe ich nicht mehr nötig!"



Jim, Jeff und Joe.

Es war so gegen Nachmittag drei Uhr, im Frühjahr, da erschien Jim, der Bauer, am Broadway. Er hatte einen altväterlichen langen Gehrock an, von lehmgelber Färbung, der ihm viel zu eng war. Seine Hosen waren schwarz und weiß karriert und viel zu kurz, so daß die baumwollenen roten Strümpfe sichtbar waren. Seine Füße steckten in groben plumpen Schuhen, die Risse hatten und aussahen, als wären sie seit letztem Sommer nicht geputzt worden. Statt des Kragens hatte er ein grünes Tuch um den Hals. Auf dem strohgelben Haar saß ein lächerliches braunes Derby-Hütchen voller Beulen, das oben grau und grün schimmerte vor lauter Alter. Sein rotes jugendliches Gesicht war glattrasiert und auf der Nase trug er eine silberne Brille aus der Zeit unserer Großväter. In der Linken hielt er einen Regenschirm aus hellblauer verschossener Baumwolle und in der Rechten eine Reisetasche aus buntscheckigem Teppichstoff — beide so altmodisch wie nur denkbar. So stapfte er

gemütlich den Broadway hinauf. Hin und wieder schoß ein Strahl braunen Tabaksaftes aus seinem Munde auf die Straße. Ihr könnt euch vorstellen, was für ein Aufsehen dieser Bauer unter den hastigen Dollarjägern und den eleganten Frauen des Broadway machte. Er roch förmlich nach dem Pferdestall und dem Kuhstall. Man witterte Landluft, wo er ging. Alle Augenblicke lief er gegen jemanden an, ohne sich zu entschuldigen, zum Aerger der Angerannten und zum Ergötzen der andern.

Ein langer Schwanz von Jungen und Mägdlein hing ihm an und wartete der weiteren Verwickelungen, die der junge Bauer veranlassen konnte. Wo kam er her? Aus New-Jersey? Oder aus Pennsylvanien? Oder noch weiter her, aus Ohio? So nahte er sich dem riesigen Wolkenkratzer an der 23. Straße, dem sie wegen seiner dreieckigen Form den Namen „das Bügeleisen" gegeben haben. Offenbar hatte Jim noch nie einen Wolkenkratzer gesehen. Denn je näher er dem Gebäude kam, desto größer wurden seine Augen, desto weiter öffnete sich sein Mund mit den gelben Zähnen darin. Er stolperte jetzt über alles und jedes, das ihm in den Weg kam. Es hagelte leisere und lautere Verwünschungen. Und wie er nun an der spitzen Ecke des „Bügeleisens" angelangt war, blieb er stehen und gaffte die

zwanzig Stockwerke hinauf. Immer mehr beugte er sich nach hinten über, um bis zum Dache hinaufsehen zu können. Zuletzt bildete sein Körper fast einen rechten Winkel nach rückwärts. Und plötzlich verlor er das Gleichgewicht und schlug auf das Pflaster, daß es knallte. Weibliche Stimmen schrien erschrocken auf. Männliche Stimmen riefen „Hoh!" oder lachten. Einige sprangen herzu, dem Tölpel aufzuhelfen. Er ließ es sich gefallen, ohne eine Miene zu verziehen und ohne ein Wort des Dankes, wie wenn er stumm wäre. Seine Reisetasche war ihm bei dem Falle aus der Hand geglitten und lag etwas abseits. Und jetzt entdeckten die Leute, daß auf der einen Seite, die nach oben lag, ein Stück weiße Leinwand mit plumpen Stichen angenäht war. Auf der Leinwand stand in ebenso plumpen schwarzen Buchstaben, wie von ungelenker Farmerhand, etwas geschrieben, ähnlich einer Reise-Adresse. Neugierig, wie die Weltstädter sind, drängten sie sich herzu und lasen: „Präsident Roosevelt kauft seine Hüte nur von Ben Shumaker. Es sind die besten. 3 bis 5 Dollars das Stück."

Ein lustiges Gelächter erhob sich.

Jemand sagte: „Da sind wir nicht schlecht reingefallen!"

Ein anderer sagte: „So ein geriebenes Luder!"

Der Bauer aber nahm seine Tasche, kehrte die beschriebene Seite sorgfältig nach innen und stapfte mit feierlichem Gesicht, in dem sich keine Muskel regte, von dannen.

Einige Jungen sagten: „Laßt uns ihm folgen. Wir wollen sehen, was er jetzt treibt und wen er jetzt hereinlegt!"

Und Jim marschierte weiter. An der 24. Straße kreuzte er den Broadway. Als er über den Damm schritt, bemerkte er die Spalte für den elektrischen Untergrund-Betrieb zwischen den Schienen der Straßenbahngeleise. Tief unter der Spalte hörte er etwas sausen und surren. Er blieb stehen, mitten auf dem Geleise. Dann kniete er nieder, guckte in die Spalte und stocherte mit der Spitze seines blauen Regenschirmes drin herum. Eine Menschenmenge sammelte sich und sah belustigt aber erstaunt dem Bauer zu. Dicht bei dem Bauer brachte ein Wagenführer seinen Straßenbahnwagen jäh zum Halten und rief:

„Heh — — Stoppelhopser! Bist du verrückt? Mach, daß du vom Geleise kommst!" Der stocherte ruhig weiter.

Schon standen vier weitere Wagen hinter dem ersten. Der fette Polizist von der nächsten Straßenecke sah den Auflauf, kam herbeigelaufen, trat dem Bauer auf die Rundung zwischen Rücken und Beinen, packte ihn beim Kragen und

riß ihn in die Höhe. Dann ersuchte er ihn laut und verständlich, zur Hölle zu gehen mit seinem Unfug. Jim betrachtete den Polizisten mit offenem Munde wie ein neues Broadway-Wunder. Dann trottete er auf den Fußsteig. Hier öffnete er seine Reisetasche, nahm eine schäbige Kleiderbürste heraus und bürstete sich sorgfältig ab, besonders die Rückseite. Dabei fiel eine Menge alter Postkarten auf die Erde. Er schenkte ihnen keine Beachtung, sondern tat die Bürste wieder in die Reisetasche, klappte sie zu und entfernte sich. Alles stürzte sich auf die Postkarten. Sie besagten: „An A. L. Baker u. Co., New York, 300 Fünfte Avenue, bitte senden Sie mir sofort noch 1 Dutzend Schachteln Ihrer unvergleichlichen Anti-Verstopfungs-Pillen.“

Da lachten die Leute wieder und sagten: „Der versteht's!“

* *
*

Ein andermal, auch wieder an einem schönen Frühjahrs-Nachmittag, war wiederum ein großer Auflauf am Broadway. Die Menschen standen vor einer Apotheke. Aus der Apotheke kam plötzlich Jeff, der Landstreicher. So etwas Verwahrlostes hatte der Broadway lange nicht gesehen. In seiner Verwahrlosung wirkte er wie eine bos-

hafte Verhöhnung des Luxus um ihn her. Jeff war vom Kopf bis zu Fuß ein wandelndes Lumpenbündel. Er trug einen verschlissenen Frack, der vorn mit einem Bindfaden zugebunden war. An dem Bindfaden hing auf dem Bauch eine Kuhglocke. Die Kopfbedeckung war ein Zylinder ohne Deckel. Kinn und Backen deckten garstige blonde Bartstoppeln, die Nase war fuselrot. Aber er war trotzdem ein moderner Landstreicher. Gehen? Fiel ihm nicht im Traum ein. Jeff fuhr. Da er sich kein ganzes Zweirad leisten konnte, fuhr er auf einem halben. Das heißt: es war das Vorderrad eines alten Zweirads, dem der Gummiring fehlte und die Lenkstange. Aber es hatte einen schmutzigen ledernen Sitz und zwei rostige Pedale. War es möglich, daß jemand auf diesem widersinnigen Instrument fuhr? Jawohl, es war möglich. Jeff wird's euch sogleich zeigen. Jeff kratzt sich erst an verschiedenen Stellen seines Körpers, wegen der vielen Blutsverwandten, die er hat. Und nun hopp! sitzt er auf dem Rad, ganz frei, und fährt unter dem staunenden Gelächter des Publikums davon. Ab und zu, wenn ihm ein Straßenbahnwagen entgegen kommt, bimmelt er wie rasend mit der Kuhglocke auf seinem Bauch und winkt dem Wagenführer, als ob der ihm aus dem Wege fahren könnte. Es ist fabelhaft, wie er sich

zwischen dem Wagengewimmel hindurchschlängelt. Jetzt scheint er rettungslos in eine Droschke hineinzurennen. Frauen kreischen. Aber mit einem jähen Ruck wendet er um, so jäh, daß es aussieht, als müsse er mit dem Rad umfallen. Die Leute macht's nervös. So saust er bimmelnd und sich kratzend hin und her. Vor jedem Polizisten an einer Straßenecke nimmt er den deckellosen Zylinder ab und bimmelt einen Salut. Es ist zum Wälzen — wahrhaftig!

„Warum verhaften Sie den Kerl nicht, er ist ein Verkehrshindernis!" brüllt ein Droschkenkutscher wütend vom Bock herunter.

„So dumm!" sagte der Polizist. „Das will er ja grade!"

Jeff hat das gehört und fährt nun aus Niederträchtigkeit unausgesetzt um den giftigen Droschkenkutscher herum. Der wird immer giftiger und flucht, daß dem Gaul die Haare zu Berge stehen. Die Zeitungsjungen heulen vor Entzücken. Immer mehr Menschen sammeln sich. Jeff läßt jetzt von dem geplagten Droschkenkutscher ab. Ihm wird warm, sehr warm. Er knüpft im Fahren die Strippe um den Rock ab, dann die Kuhglocke, zieht den Rock aus, bindet die Kuhglocke wieder vor, nimmt den Rock über den Arm. Hinten auf der Weste hängt ein Plakat mit der Aufschrift: „Das ist ein halbes Fama-

Zweirad, das so etwas aushält. Ein ganzes hält ewig. Preis 25 Dollars."

Da wieherten die Leute vor Lachen und meinten: „Nicht übel, wahrhaftig nicht übel!"

* * *

Wieder einmal war's ein kühler Herbstabend am Broadway, schon so nach dem Winter zu. Im Schaufenster eines Kleiderladens stand beim Schein elektrischer Lampen eine Gliederpuppe. Ein Zettel besagte, es sei der schöne Joe, die vollkommenste aller Gliederpuppen. Saperlipopette — er war auch wirklich schön! Er steckte in einem dunkelbraunen, funkelnagelneuen Anzug, der ihm so prall saß wie das Kalbsfell auf der Trommel. Aus der Rocktasche links sah der Zipfel eines schneeweißen Taschentuches heraus und darüber im Knopfloch stak eine mächtige gelbe Chrysanthemum; sie war aber künstlich. Im rotseidenen Schlips funkelte ein mächtiger Diamant aus Glas. Auch hatte er blitzende Lackstiefel an und trug einen ebenso blitzenden Zylinder nach der neuesten Mode. An den Händen prangten die feinsten hellbraunen Leder-Handschuhe. Sein Schnurrbart war dunkelbraun, aber man konnte sehen, daß er nicht echt war, auch die Haare nicht. Und zwei knallrote Backen hatte er und zwei knallrote Lippen, daß es eine

Freude war. Kurzum — es war das Ebenbild eines schönen Mannes, wie er den jungen Mädchen im Traume zu erscheinen pflegt. Schade nur, daß es bloß eine Gliederpuppe war.

So stand er im Schaufenster und stierte nach Art der Gliederpuppen mit zwei glänzenden dummen Augen regungslos geradeaus in die Ferne. In der rechten Hand, die ein wenig erhoben war, hielt er eine Tafel, die verkündete, daß drinnen im Laden die tadellosesten Herbst-Anzüge für Herren von 20 Dollars aufwärts angefertigt würden. Dann plötzlich hob er mit einem Ruck die linke Hand, die ebenfalls eine Tafel hielt — mit einer ähnlichen Inschrift darauf. Zugleich fuhr die rechte Hand mit einem Ruck nach unten, und der Kopf drehte sich ebenso ruckweise nach links. Einige Minuten später beim nächsten Händewechsel drehte er sich ebenso ruckweise nach rechts. So trieb er's unausgesetzt. Die Menge, die vor dem Schaufenster stand, beobachtete das mit großer Andacht. Besonders die jungen Mädchen waren ganz entzückt und konnten sich nicht sattsehen an dem schönen Joe.

„Ach, wenn ich so einen Mann bekäme — wie glücklich wäre ich!" seufzte die kleine Mamie, die bei Lionstone u. Co. Ladenmamsell war.

„Wenn mich solche roten Lippen mit einem so hübschen Schnurrbärtchen küßten, wäre ich

im Himmel!“ meinte ihre Freundin, die kleine Cissy. „Wie schade, daß es nur eine Gliederpuppe ist!“

Im selben Augenblick stieß sie ein allerliebstes Schreichen aus. Die Gliederpuppe hatte plötzlich die Uhr aus der Tasche gezogen, einen Blick darauf geworfen und sie wieder in die Tasche gesteckt. Dann hatte sie den Leuten auf der Straße eine lange Nase gedreht und war mit einem Satz in den Laden hineingesprungen und verschwunden. Ein schallendes Gelächter erhob sich auf der Straße.

„Nein — so was!“ sagte die kleine Mamie. „Nun ist er doch lebendig. Jetzt warten wir, bis er das noch einmal macht.“ Im Ladenfenster zogen sie einen Vorhang herunter und als er wieder hochging, stand abermals der schöne Joe da, als Gliederpuppe, und abermals sammelten sich Leute, um ihm zuzusehen. — —

* *
*

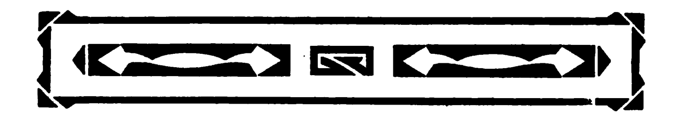
Aber Jim, der Bauer, und Jeff, der Landstreicher, und Joe, die Gliederpuppe, waren allesamt ein und dieselbe Person, nämlich John Geiger, der Sohn eines braven deutschen Barbiers aus der Avenue A in New York. Sein Vater hatte ihn vor zwei Jahren aus dem

Hause geworfen, weil er ein arbeitscheuer Tunichtgut war.

„Für Drohnen," hatte er ihm nachgerufen, „ist in diesem Lande der fleißigen Bienen kein Raum. Werde eine nützliche Biene. Lerne etwas Vernünftiges und arbeite. Nur so wirst Du's zu was bringen!"

Und John wurde eine nützliche Biene und arbeitete schwer im Dienste der Reklame, bald als Jim, der Bauer, bald als Jeff, der Landstreicher, bald als Joe, die Gliederpuppe. Er reiste über die ganzen Vereinigten Staaten und verdiente ein Heidengeld. Als er Papa Geiger zum erstenmal wieder aufsuchte, umarmte der ihn gerührt und pumpte ihn um 500 Dollars an. Dann sagte er: „Dies ist wirklich das Land der unbegrenzten Möglichkeiten für den, der arbeitet! Gott sei mit dir!"

„Amen!" sagte John. „Du mußt mir aber drei Prozent Zinsen auf die fünfhundert Dollars zahlen."



Der Eishund.

Hört die Geschichte von dem kleinen häßlichen, gelben Eishund, der es auf merkwürdige Weise zu einem hervorragenden und vornehmen Hunde brachte! Den ganzen Tag war er hungrig und frierend, denn es war Winter, in New York herumgelaufen. In der fünften Avenue wichen ihm die aristokratischen Hunde der Dollarköniginnen aus und bemerkten naserümpfend: „Welch ein vulgärer Köter, welch ein Vagabund! Er wird ein Ende mit Schrecken nehmen!“ Dann war er bei Anbruch der Dunkelheit in den kahlen, düsteren Park gekommen, und dann war er plötzlich irgendwo hinuntergefallen, auf eine harte, eisige, weite Fläche. Das war wohl das Ende, dachte er. Aber es wurde Tag, ein Tag voll Sonnenlicht, und er lebte immer noch. Er befand sich auf einem gefrorenen Wasserbecken, das Trinkwasser für die New Yorker enthielt. Es bildete ein riesiges, längliches Viereck und war von steinernen Böschungen eingefaßt. Nirgends

konnte er heraus. An einer Stelle erblickte er zwei Menschen. Das waren Pat Flaherty und Fred Kaiser, die beiden Parkpolizisten. Sie standen an dem eisernen Geländer des Wasserbeckens, schüttelten die Köpfe und blinzelten mit den Augen, weil auf Schnee und Eis die Sonne sprühte.

„Da ist ja der kleine Köter noch immer auf dem Wasserbecken!" sagte Flaherty. „Er war schon gestern dort."

„Wahrscheinlich ist er die steile Böschung heruntergerutscht!" meinte Kaiser. „Heraus kann er nicht wieder; es wird Zeit, daß wir ihn fangen. Sonst verhungert er oder ersäuft, denn es taut. Ich werde mal sehen, ob ich ihn fangen kann."

„Gib acht, Fred!" warnte ihn Flaherty. „Das Eis ist schon dünn an manchen Stellen."

Aber schon war Kaiser etwas seitwärts von dem Aussichtsturm über die Einfassung geklettert. Hier ersetzten Felsen die künstliche Böschung und erlaubten ihm einen bequemen Abstieg auf das Eis. Er prüfte erst vorsichtig das Eis und versicherte sich, daß es ihn trug, denn er wog 225 Pfund. Aber es schien ihm doch klüger, die Operationen zunächst nicht so weit vom Ufer zu beginnen. Also pfiff er dem kleinen

Köter, der weit drüben über das Eis trabte. Der Köter blieb stehen und wandte den Kopf nach dem Polizisten. Kaiser pfiff nur noch verlockender. Doch der Köter kam nicht. Er mißtraute den Menschen, insonderheit Polizisten. Ihre Stiefel waren schwerer und härter als andre Stiefel.

„Es nutzt nichts!" rief ihm Flaherty lachend zu. „Du mußt auf das Eis hinaus!"

Rutschend und gleitend, prüfend die Augen auf das Eis heftend, bewegte sich Kaiser über die glatte Fläche.

„Es ist fest!" rief er Flaherty zu und lief etwas zuversichtlicher. Als er dem Köter nahe war, pfiff er und lockte er von neuem — abermals umsonst. Der Köter ergriff die Flucht. Es war ein ausgesucht häßlicher Hund mit graugelben zottigen Haaren. Sein Kopf erinnerte Kaiser an das Bild eines Geigenvirtuosen, das er mal in einer Zeitung gesehen hatte. Nun lief Kaiser hinter dem Hunde her. Immer, wenn er ihm etwas näher kam, bog der Hund scharf zur Seite und Kaiser schlitterte geradeaus. Einmal verlor der dicke Polizist den Halt, setzte sich auf das Eis, daß es krachte, und rutschte noch ein Stück darüber hin. Vom Ufer her erscholl Gelächter. Dort hatten sich ein Dutzend neugierige Leute gesammelt und beobachteten die Jagd.

Kaiser raffte sich auf, holte seinen Helm, klopfte sich die Kleidung rein und marschierte über das Eis zurück. Auf halbem Wege kam ihm Flaherty entgegen.

„Fred," sagte Flaherty, „einer schafft's nicht. Wir wollen's zusammen versuchen. Wir jagen ihn in eine Ecke des Beckens, und dort fangen wir ihn."

Das leuchtete Fred ein. Von rechts und links näherten sie sich langsam dem Köter und scheuchten ihn nach der einen Ecke des Beckens. Sie glaubten schon, sie hätten ihn. Doch er sauste plötzlich in weitem Bogen um Flaherty herum und entwischte. Noch einmal versuchten die beiden ihr Glück, doch ohne Erfolg. Keuchend und pustend begaben sie sich ans Ufer. Dort hatten sich immer mehr Menschen angesammelt, um die fröhliche Hatz zu beobachten. Man bestürmte die beiden Polizisten mit Fragen, was es mit dem Hund auf sich habe, wie er auf das Eis gekommen sei. Flaherty und Kaiser meinten, sie wüßten es selber nicht. Der Köter sei zweifellos ein Vagabund. Die Damen bedauerten sein trauriges Los und fragten, ob es denn kein Mittel gäbe, das arme Tier aus seiner schrecklichen Lage zu befreien. Der eine schlug dies vor, der andere das. Inzwischen war auch Bubbles, der unvermeidliche Berichterstatter, zu-

fällig des Weges gekommen. Er erkannte, daß die Geschichte ein gefundenes Fressen für ihn sei, und beschloß, das weitere abzuwarten.

Ein Parkfeger hatte einen glänzenden Einfall. Man müßte einige lange Bretter holen, meinte er, und sie vom Eis auf die Felsen neben dem Aussichtsturm legen. Dann müßten ihrer mehrere den Hund auf die Bretter zutreiben. Sobald er diese erblickte, würde er zweifellos merken, daß hier ein Ausweg für ihn sei, und über die Bretter ans Ufer laufen, wo er mit Leichtigkeit gefangen werden könnte. Den beiden Polizisten schien der Vorschlag nicht übel, und sie versprachen, das Nötige für den Nachmittag zu veranlassen. Damit entfernten sie sich, und da sonst niemand etwas unternahm, zerstreute sich die Menge.

Am Nachmittag waren fast dreimal soviel Leute um das Wässerbecken versammelt als am Vormittag. Die Kunde von dem Eishund, wie sie ihn nannten, hatte sich rasch verbreitet. Auch Bubbles, der Berichterstatter, war wieder da, samt dem Photographen seines Blattes. Sehr bald kam ein Lastwagen der Parkbehörde mit Brettern und Holzböcken angefahren. Auch Kaiser und Flaherty und noch andere Polizisten kamen, um den Feldzug gegen den Eishund zu leiten und die Menge in Ordnung zu halten.

„Das wird der reine Zirkus!“ bemerkte der dicke Flaherty lachend zu Kaiser.

„Merkwürdig,“ entgegnete Kaiser, „welche Unmasse Maulaffen es in New York gibt, sowie es etwas zu sehen gibt. Und sei es nur ein Köter auf dem Eise.“

Die Holzböcke wurden neben dem Aussichtsturm auf das Eis gestellt und dann die Bretter darüber gelegt. Dann begaben sich die vier Parkfeger auf das Eis und näherten sich dem Köter, der sie mit einem Ausdruck höchsten Argwohns herankommen sah. Bald war wieder die schönste Hetzjagd im Gange. Dreimal trieben sie ihn unter dem Jubel der Menge auf die Bretter zu, doch der Köter schoß jedesmal daran vorüber. Völlig erschöpft gaben die vier endlich die Jagd auf und stiegen wieder ans Ufer, um sich zu verschnaufen.

„So ein dummes Luder!“ knurrte Flaherty und warf dem Köter einen giftigen Blick zu. Der saß mitten auf dem Eise, ganz außer Atem, aber stolz wie ein siegreicher Toreador in der Arena. Es sah zu lächerlich aus. Das Publikum wollte sich schief lachen. Teufel — das war wirklich ein herrlicher Ulk! Und er kostete keinen Cent. Plötzlich erschienen drei Studenten auf dem Eise. Sie hatten Schlittschuhe an. Offenbar glaubten sie, daß die Schlittschuhe ihnen den Erfolg sichern

müßten. Pfeilschnell sausten sie auf den Köter zu. Aber der war noch schneller. Einmal hatten sie ihn fast. Doch zwei von den Studenten liefen so heftig aufeinander, daß es knallte und sie wie der Blitz auf das Eis flogen. Unter dem wiehernden Gelächter der Zuschauer verschwanden sie. Eine Weile konnte sich der Köter verpusten. Und immer noch schwoll die Menschenmenge. Kleine Jungens begannen schon mit leeren Seifenkisten zu handeln, auf denen man warm und trocken stehen und über die Menge hinwegsehen konnte. Verkäufer von Bonbons und gerösteten Kastanien machten gute Geschäfte. Bubbles, der Berichterstatter, photographierte, daß der Gummisack am Apparat dampfte. Wer würde der nächste sein, der den Kampf mit dem wundervollen Eishund wagte?

Das war Kakadu-Bill, der ehemalige Kuhjunge aus dem Westen, der jetzt in New York Kellner war. Er behauptete, der Meisterlassowerfer von Amerika zu sein und Roosevelt in dieser schönen Kunst unterrichtet zu haben, als er noch als unbekannter Rauhreiter die Prärie durchstreifte. Kakadu-Bill habe er als Kuhjunge geheißen, weil er der einzige Kuhjunge in Arizona war, der einen Kakadu hatte. Kakadu-Bill hatte sich einen langen Strick verschafft und versprach, den Köter innerhalb fünf Minuten zu

fassen. Eine Kleinigkeit sei's. Als er auf dem Eise erschien, brachten ihm die entzückten Zuschauer eine Ovation.

„Der wird's fertig bringen!" sagten sie.

Kakadu-Bill ging vollkommen kunstgerecht zu Werke. Er trabte, immer den Lasso schwingend, im Kreise um den Eishund, der ruhig auf den Hinterbeinen saß und erstaunt Kakadu-Bill zusah. Er war sich offenbar nicht klar, was dessen sonderbares Benehmen bedeutete. Immer enger zog Kakadu-Bill den Kreis und plötzlich pfiff der Lasso durch die Luft und schlug klatschend auf die Stelle, wo der Eishund eben noch gesessen hatte, aber nicht mehr saß. Als Kakadu-Bill das Hohngelächter der Menge vernahm, stieß er einen gräßlichen Fluch aus, wickelte seinen Lasso wieder auf und jagte abermals hinter dem Eishund her. Aber er kam einer dünnen Stelle im Eise zu nahe und brach durch das Eis. Am Ufer herrschte gewaltige Aufregung. „Er ertrinkt!" riefen einige. Die Damen kreischten und sahen sich nach hübschen jungen Herren um, denen sie ohnmächtig in die Arme fallen könnten. Zum Glück war es da nicht tief und Kakadu-Bill fiel nur bis über die Knie ins Wasser. Das kühlte sein wildwestliches Jagdfieber jedoch dermaßen ab, daß er hastig aus dem Wasser herauspatschte und samt seinem Lasso so schnell wie möglich

verduftete. Nun schien keiner mehr Lust zu haben, sein Glück zu versuchen.

„Er wird wahrscheinlich von selber am Abend oder früh am nächsten Morgen über die Bretter ans Land finden!“ sagten die Polizisten und ersuchten die Menge weiterzugehen.

„Aber er verhungert unterdessen!“ meinte eine reizende junge Dame. „Oder er ertrinkt, wenn es weiter taut! Das wäre sehr unappetitlich. Es ist unser Trinkwasser!“

„Wir werfen ihm etwas Fleisch aufs Eis!“ versicherten die Polizisten. „Und ein paar Tage hält das Eis noch!“

„Die Vorstellung ist aus!“ rief ein vorwitziger Bengel. „Morgen vormittag wird sie fortgesetzt!“ Und langsam entfernten sich die Leute.

Am nächsten Morgen war die seltsame Geschichte von dem berühmten Eishund mit Abbildungen in Bubbles Zeitung. Zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen kam halb New York, um den berühmten Eishund zu sehen. Gott sei Dank! — da war er noch. Es hatte wirklich noch mehr getaut und niemand wagte sich aufs Eis. Niemand? Ein Held, ein einziger Held scheute sich nicht, eines erbärmlichen kleinen Köters wegen sein Leben aufs Spiel zu setzen. Ein kleiner kugelrunder deutscher Bäcker aus der

Avenue A, mit rosaroten Backen, war der Held. Er hatte ein ganz neues Verfahren. Er war schon am Tage vorher dagewesen, hatte das Schlachtfeld in Augenschein genommen und war mit der geheimnisvollen Bemerkung fortgegangen, das sei ein eklatanter Fall, wo Moltkesche Strategie allein Erfolg verspreche. Denn er sei Sergeant in der deutschen Armee gewesen und mit Waldersee in China. Mit dieser Strategie also war er jetzt gekommen. Ohne Frage hatte seine Strategie etwas Ungewöhnliches, Geniales. Als Hilfsmittel brachte er dreierlei Dinge mit: einen Dachshund mit fürchterlich krummen Beinen, eine lange dünne Leine und einen riesigen Schinkenknochen, der an der Leine befestigt war. Als er mit diesen drei Dingen auf dem Eise erschien, stieß Bubbles, der Berichterstatter, ein indianisches Freudengeheul aus. Das Publikum schrie Hurra, Flaherty aber wandte sich an Kaiser und sagte:

„Kaiser, ist es wahr, daß Moltke mit Dachshunden und Schinkenknochen gearbeitet hat?"

Ein anderer fragte seinen Nachbar, wer eigentlich der Dachshund und wer der Bäcker sei. Wahrhaftig — von weitem sahen sie sich ähnlich, wegen der krummen Beine. Man war aufs äußerste gespannt, wie nun die Moltkesche Strategie sich betätigen werde. Sie betätigte sich

wie folgt. Der kugelrunde Bäcker rollte sich auf den gelben Köter zu, der freundlich bellte und mit dem Schwanz wedelte, als er einen vierbeinigen Kameraden erblickte. Diese beiden, der Mann und der Dachshund, machten unzweifelhaft einen friedlichen Eindruck auf den Eishund. Nun schleuderte der Bäcker plötzlich seinen Schinkenknochen, aber nicht nach dem Köter hin, sondern seitwärts. Sofort stürzte sich der krummbeinige Dackel mit fliegenden Ohren auf den Knochen und suchte ihn seinem Herrn zu entreißen. Der jedoch hielt ihn mit der Leine fest. Das ärgerte Prinz. So hieß nämlich der Dackel. Knurrend und keifend zog er aus Leibeskräften an dem Knochen, ebenso kräftig zog der Bäcker daran. Der Eishund war eitel Entzücken. Mit lustigem Gebell sprang er unausgesetzt um den Dackel herum, dabei begehrliche Blicke auf den Knochen werfend. Himmel — war das ein Knochen! Und ein Duft ging von dem Knochen aus, daß ihm der leere Magen in dem dürren Leib vor Freude hüpfte. Wenn er diesen Knochen erwischen könnte! Er kam ein wenig näher. Aber Prinz schnarrte ihn so grimmig an, daß er furchtsam zurückwich. Nun zog der Bäcker stärker und stärker, bis er Prinz ganz nahe hatte. Dann sagte er: „Artig, Prinz!" und Prinz ließ schweren Herzens den Knochen fahren. Jetzt kugelte sich

der Bäcker mit lächerlicher Geschwindigkeit davon, den Knochen immer hinter sich herschleifend. Prinz und der gelbe Köter folgten. Der Bäcker gab acht, daß sie den Knochen nicht erwischten. Eine Weile trieb er's so. Dann schleuderte er den Knochen dem gelben Köter zu, der ihn heißhungrig erschnappte. Nun begann dasselbe Spiel, das der Bäcker mit Prinz getrieben hatte. Näher und näher zog er den Knochen mit dem gelben Köter daran, während Prinz mit entrüstetem Bellen um den Nebenbuhler herumsprang. Immer näher kam der Köter und jetzt — ein Griff, er hatte ihn, samt dem Knochen. Er nahm ihn unter den Arm und verließ mit ihm, gefolgt von Prinz, unter dem brausenden Hurra der Zuschauer das Eis.

„Was hältst du von Moltke?" fragte jetzt Kaiser den dicken Flaherty.

„Es ist ein Sedan, ein vollkommenes Sedan!" gestand Flaherty voll Bewunderung. „Jetzt verstehe ich den Krieg von Siebzig!"

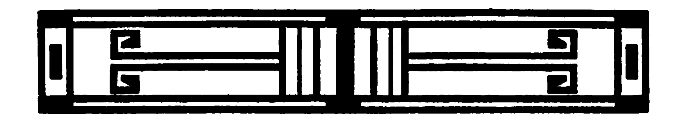
Der Bäcker hatte noch kaum über die Bretter das Ufer bestiegen, da war er schon von Bubbles Gehilfen dreimal photographiert, mitsamt Prinz. Die Leute umringten ihn und beglückwünschten ihn und bewunderten den Eishund, der mit scheuen Blicken, aber immer noch seinen Schinkenknochen zwischen den Zähnen, unter des

Bäckers Arm saß. Zwischendurch mußte der Bäcker Bubbles Rede und Antwort stehen, wo er herkomme und so weiter. Man erfuhr, daß er Waldersees Liebling gewesen sei. Na ja, da hatte er die Moltkesche Strategie gelernt — kein Wunder! Einer erzählte es dem andern. Der Bäcker mußte seine Wohnung angeben. Dann gestatteten ihm die Polizisten, den Eishund nach Hause zu nehmen.

Und der Eishund war nun ein gemachter Hund — sozusagen. Feine Damen kamen Tag um Tag in Kutschen zu dem tapferen Bäcker gefahren und wollten den berühmten Hund sehen. Eine alte reiche Dame erstand ihn, da ihn niemand beanspruchte, von dem Bäcker für 25 Dollars und nahm ihn in ihr Haus, wo er den Namen Teddy erhielt, dem Präsidenten Roosevelt zu Ehren, und ein Leben voller Wonne führte.

„Und das alles," spöttelten die vornehmen Hunde aus der Fünften Avenue, „weil er das Glück hatte, in das Trinkwasserbecken im Park zu fallen. Zu albern!"

Das ist die Geschichte von dem Eishund.



Der Magnolia-Eilzug.

In der sogenannten guten Stube des Farmers, wo ein so seltsamer scharfer Geruch nach uralten Möbeln und feuchtem Untergrund herrschte, war es dämmerhaft dunkel. Denn die kleine Oellampe auf dem Tisch mit dem braunen Wachstuch spendete ein klägliches Licht. Das Licht erhellte ein Zeitungsblatt und die knochige haarige runzelige Rechte des Farmers, die das Zeitungsblatt hielt. Auch das gebräunte hagere Gesicht des Farmers war erhellt. Er hatte buschige, zusammengezogene Brauen, eine gewaltige Nase und einen schiefen Mund. Auf der langen Oberlippe und um das Kinn herum sproßte eine junge Saat stacheliger gelber Barthaare. Er las langsam und mit der Eintönigkeit ungebildeter Leute: „Es gab einen furchtbaren Knall. Zischend entlud sich der Dampf aus der umgestürzten Lokomotive. Ein Wagen türmte sich auf den andern, zerbrach wie eine dünne Holzschachtel und fing Feuer. Man vernahm

Stöhnen und Hilferufe der Verunglückten. Von allen Seiten eilten die Farmer herbei, um Hilfe zu leisten. Es wurde nach Aerzten telegraphiert. Die Zahl der Toten belief sich auf sieben, die der Verwundeten auf achtundvierzig, zweiundzwanzig entkamen ohne Verletzung." Nun hielt er inne, hob den Kopf, und indem er sich in das Sopha zurücklehnte, versank er in der Dämmerung der Stube. Nur das Zeitungsblatt und seine rechte Hand auf dem Tisch blieben noch im Lichte. Aus einer Ecke, wo eine dunkle Gestalt saß, kam eine weibliche Stimme:

„Schrecklich, John — — es ist schrecklich!"

Nur der heilige Harry sagte nichts. Den Namen hatte ihm die Lehrerin gegeben, weil er so ein Ausbund von Artigkeit war. Er saß ebenfalls in einer Ecke und weil er so klein war, mußte man schon scharf hinsehen, um ihn gewahr zu werden. Aber das Eisenbahnunglück, das Vater aus der Zeitung vorgelesen hatte, beschäftigte ihn mehr als irgend einen andern. Er lauschte jedem Wort, das der Vater und die Mutter noch darüber austauschten. Nachher, wie er zu Bett gegangen war, konnte er lange nicht einschlafen. Er war so ein merkwürdig aufgeregter kleiner Kerl. Mutter meinte, es käme vom Großvater, der mal in einer Anstalt gewesen war. Immer sah er die umgestürzte Lokomotive

und die Flammen und hörte den Krach und das Geschrei der Passagiere. Es mußte ein grausiges Schauspiel gewesen sein, überwältigend und unvergeßlich. Vielleicht auch von einer schaurigen Pracht, so ungefähr wie das große Feuer drüben in Matamoras im letzten Sommer, in der Nacht, wo zehn Pferde im Stalle des Leihstallbesitzers Joe Bingham verbrannten und fünf Kühe bei Camerons und der alte deutsche Schuster Martens, und wo das Vieh wie rasend durch Rauch und Flammen in den Straßen herumgaloppierte. Das war ganz absonderlich schön gewesen. Er hatte es mit angesehen. Aber so ein Eisenbahn-Unglück — das war wohl noch tausendmal gruseliger. Dann schlief der heilige Harry ein.

Am nächsten Morgen weckte ihn die Mutter sehr früh. Er mußte Wäsche ausfahren, denn die Mutter verdiente sich ein hübsches Taschengeld mit Waschen und Bügeln für die Wohlhabenden in Paducah und das Sanatorium weiter oben in den Shawangunk-Bergen. Als alles sauber in dem kleinen Karren verpackt war, zog Harry davon durch den strahlenden Sommermorgen, von einem Kunden zum andern. Als er den Rest der Wäsche in dem Sanatorium abgeliefert hatte, traf er seinen Freund Sammy.

„Sammy,“ sagte er in seiner raschen leb-

haften Art, „hast du von dem großen Eisenbahn-Unglück gehört?"

„Ja! Es stand ja in der Zeitung!"

„Hättest du wohl dabei sein mögen, Sammy?"

„Ich weiß nicht. Jedenfalls nicht als einer der Passagiere — bloß als Zuschauer."

„Ich auch, Sammy, ich auch! Weißt du — das denke ich mir herrlich, so etwas sehen zu können. Wie der Zug so daher kommt r—r—r—r s—s—s—hu! hu! Und dann so der Krach und der Dampf und das Feuer! War's in der Nacht, Sammy?"

„Ja, es war in der Nacht. Die Zeitung sagt: um zehn, halbwegs zwischen Locustville und Rosecrans, zwanzig Meilen von hier."

„Drüben in Jersey?"

„Nein, es ist in Pennsylvanien. Aber komm, wir wollen 'n bißchen Ball spielen!"

„Ich kann nicht, Sammy. Ich muß nach Hause. Jetzt in den Ferien muß ich der Mutter an die Hand gehen oder Vater auf dem Felde helfen. Er schneidet den Buchweizen."

„Du bist wirklich der heilige Harry!" spöttelte Sammy. „Bald wirst du so'n Dings um den Kopf haben — einen Heiligenschein."

Harry lachte gutmütig. Eine Weile gingen sie noch zusammen, bis sie den Charlie und

den Freddie trafen. Die forderten Sammy zum Ballspiel auf und sie sagten zu. So zog Harry allein nach Hause.

Nach Tisch ging er mit dem Vater ins Buchweizenfeld. Sie wählten einen kleinen Pfad, der hart an der Eisenbahn entlang lief und dann wieder ziemlich steil aufwärts zu dem Buchweizenfeld führte. An dieser Stelle trafen sie mehrere Arbeiter, die im prallen Sonnenlicht schwitzend das Bahnbett ausbesserten und einige schadhafte Schwellen durch neue ersetzten. Der Vater wechselte einige Worte mit den Männern und erklomm die Anhöhe. Plötzlich blieb er stehen und blickte auf einige neue Schwellen, die auf dem abschüssigen Boden lagen.

„Teufel — sind das leichtsinnige Kerls!“ sagte er, halb zu sich selber, halb zu Harry. Dann wandte er sich nach den Arbeitern um und rief ihnen zu: „He — Jungens! Es wäre besser, ihr tätet die Schwellen wo anders hin. Wenn eine von ihnen auf die Schienen rutscht und ein Zug kommt daher, gibts ein Unglück.“

„Ach, die liegen fest!“ rief einer der Arbeiter lächelnd zurück.

„Ihr habt doch von dem Unglück bei Rosecrans gehört? Da war's ein Baum gewesen, den einer gefällt hatte und der aufs Geleise gerollt war.“

„Ja, aber die Schwellen sind ja nicht rund. Die rollen nicht!"

„Was sind sie?"

„Sie sind nicht rund!" rief der Mann lauter zurück. „Sie rollen nicht!"

„Na, mir ist's recht! Ihr müßt's ja wissen!" meinte der Vater und schritt weiter.

Am Abend nach dem Essen begab sich Harry nach dem Haus, wo sein Freund Sammy wohnte, und pfiff nach ihm. Sammy kam heraus.

„Sammy," sagte Harry, „ich habe etwas Wichtiges erlebt. Du weißt, sie bessern drüben die Schienen aus. Die Schwellen liegen weiter oben auf dem Abhang, an unserm Buchweizenfeld, und Vater hat den Leuten gesagt, das ist gefährlich, wenn eine Schwelle herunterrollt, auf die Schienen. Das kann ein Unglück geben wie bei Rosecrans, sagt Vater. Dort war's ein umgehauener Baum, sagt Vater. Aber der Mann hat gelacht und gesagt, die Schwellen liegen fest und sind nicht rund und können nicht rollen. Denk dir nur!"

„Wie klug doch dein Vater ist, Harry!" meinte Sammy voll Bewunderung. „An so was hätte ich nie gedacht."

„Ja, er ist wirklich sehr klug. Wie neulich Mutter krank war, mit dem Hals, und den Doktor

halten wollte, sagte Vater, das kann er selber machen. Und er hat's gemacht."

„Liegen die Schwellen noch da, Harry, oder sind sie fortgenommen?"

„Die Arbeiter haben sie nicht fortgenommen. Vielleicht hat's Vater getan. Wir wollen mal herüber und nachsehen!"

Sammy war's recht. Die beiden gingen durch die letzte Dämmerung herüber, wo die Schienen waren. Richtig — da lagen die Schwellen noch. Harry und Sammy setzten sich auf den Rand des Abhanges und betrachteten die Schwellen.

„Sie haben etwas Finsteres, etwas Unheimliches," sagte Harry, „wie Mörder, die Jemandem auflauern."

„Was du für verrücktes Zeug redest!" erwiderte Sammy.

„Sammy," sagte Harry nach einer Weile, „wenn jetzt eine Schwelle herunterrollt auf die Schienen, dann gibt's ein Unglück wie bei Rosecrans. Das könnten wir dann alles sehen und hören — den Krach und den Dampf und das Feuer — alles, alles!" Seine Augen leuchteten erregt.

„Es kommen noch zwei Lokal-Züge," meinte Sammy, „und dann um halb neun kommt der Magnolia-Eilzug nach Carolina und Georgia.

Er fährt mit einer Meile die Minute. Aber es kann sein, daß einer die Schwellen vorher findet und sie wegnimmt."

„Wer soll sie finden, Sammy, wenn nicht zufällig jemand des Weges kommt? Weißt Du was, wir bleiben sitzen, bis der Magnolia kommt. Vielleicht fällt inzwischen eine Schwelle herunter."

Und sie saßen und warteten, während rings herum die Grillen zirpten und die Katiedids, die Lokusten, in den Bäumen ihr scharfes ‚Katie did — — Katie did'nt' erschallen ließen. Die Nacht war schwül und finster. Es sah nach Regen aus.

„Es gibt Regen!" meinte Sammy. „Hör nur, wie sich die Katiedids wieder zanken. Immer noch wegen der hübschen Katie! Wie erzählte uns doch die Lehrerin, Harry?"

„Sie meinte, es seien mal zwei alte Jungfern gewesen, die sich immer zankten, ob ihre jüngste Schwester, die hübsche Katie, einen jungen Mann geküßt hätte. Die eine sagte immer: ‚Katie did' — sie tat's, und die andere: ‚Katie did'nt' — sie tat's nicht. So zankten sie sich, bis sie tot hinfielen. Da wurden sie zwei Lokusten und zankten sich im Sommer Nacht für Nacht in den Bäumen weiter: ‚Katie did'! und ‚Katie did'nt'!"

„Glaubst du das, Harry?"

„Ach — es ist nur so ein Spaß von der Lehrerin. Sie erzählt so viel solche — du, ich glaube, der erste Lokal-Zug kommt."

Und der erste Lokal-Zug kam und die Erde zitterte und sie blickten erwartungsvoll auf die Schwellen. Aber keine rührte sich. Und der zweite Lokal-Zug kam und die Erde zitterte und sie blickten wiederum erwartungsvoll auf die Schwellen. Aber nach wie vor blieben sie unbeweglich.

„Die Männer hatten doch recht!" meinte Harry. „Sie liegen ganz fest." Er erhob sich und trat zu den Schwellen. Er stieß mit dem Fuß gegen eine. Sie rückte sich nicht. Sammy stand auf und stieß auch mit dem Fuß gegen die Schwelle, gleich erfolglos. Nun packte sie Harry an einem Ende und zog mit aller Kraft. Und plötzlich geriet die Schwelle in Bewegung. Sie rutschte, immer rascher, und kollerte den Abhang hinab. Unten schlug sie hart auf die Schiene. Es gab einen dumpfen, unheimlichen Klang, der Harry und Sammy erschreckte.

„Nun liegt sie unten," sagte Harry. Sie schwiegen eine Weile.

„Wollen wir sie liegen lassen?" meinte Sammy.

„Ja, wir lassen sie liegen. Wir wollen mal sehen, was wird." Er warf sich nieder und legte

das Ohr an den Boden. „Der Magnolia kommt — Sammy. Ich höre ihn schon!"

Sammy warf sich ebenfalls auf den Boden.

„Es scheint so. Die verflixten Grillen und die Katiedids sägen wieder drauf los, daß es schwer ist, ihn zu hören."

Er sprang wieder auf. Beide lugten scharf nach Westen in die Dunkelheit.

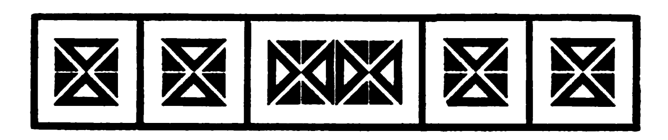
„Da hinten kommt er!" rief Harry. „Siehst du ihn, siehst du ihn? Sammy?" Er schlug sich aufgeregt auf die Schenkel.

Wahrhaftig — da kam er aus den Bergen herangerast, um die große Kurve herum, eine Meile Geschwindigkeit in der Minute. Wie eine riesige leuchtende Zauberschlange schoß er durch die Nacht dahin, in funkelndem Kleide, mit einem riesigen, lodernden, gelben Auge am Kopf, das starr und mißtrauisch den Weg vor ihm abzusuchen schien, als ob es unsichtbare Feinde entdecken wollte. Ein leises Donnern begleitete die Schlange.

„Rasch, Sammy — weiter rauf nach den Bäumen, wo wir besser sehen können!" Sie liefen weiter nach oben und stellten sich hinter einige Ailanthus-Bäume. Sie hielten den Atem an und sagten kein Wort. Ihre Augen hafteten groß und weit an der Riesenschlange, die nun herangefegt kam — glitzernd, klirrend, donnernd,

pfeifend, das lodernde Riesenauge am Kopf immer starr auf den Weg geheftet. Die Grillen brachen den Gesang ab, die Katiedids stellten ihr Gezänk ein, der Wind im Laub schien mit Säuseln aufzuhören. Eine gräßliche beklemmende Stille — —

Nein, lieber Leser, ich bring's nicht über's Herz. Ich, der Autor, bin schließlich für das Unglück verantwortlich. Daher bin ich hinzugesprungen und habe die Schwelle noch im letzten Augenblick vom Geleise gerissen. Der Magnolia-Eilzug brauste unbeschädigt vorüber, nach Carolina, nach Georgia.



Lillians Opfer.

Die „Gesellschaft der politischen Frauen“ war ein sehr feiner Damenverein. Man beschäftigte sich viel mit Politik im verwegensten Sinn des Wortes: von der offenen Tür in China bis herunter zur offenen Tür der Schnapskneipen in New York am Sonntag, die den Temperenzlerinnen so verhaßt ist. Sonderlich ernsthaft verfuhren die klugen Damen dabei nicht. Die Mitglieder waren zum größten Teil Angehörige der besseren Stände, die nicht wußten, was sie mit der unendlichen Menge freier Zeit anfangen sollten. Denn je feiner die Amerikanerin ist, desto lieber vermeidet sie häusliche Pflichten als Gattin oder Mutter. So erschien es ihnen als ein ebenso moderner wie angenehmer Zeitvertreib, ein bißchen an Politik zu knabbern. Nebenbei waren sie stark frauenrechtlerisch angehaucht. Einige Agitatorinnen der Frauenrechtlerinnen hatten sich in den Verein aufnehmen lassen, wetterten gegen Frauenknechtschaft und verkündeten das Evangelium vom

Stimmrecht der Frau. Ferner gehörten zu dem Verein einige verkrachte Ehefrauen, alternde Mädchen, deren Fall hoffnungslos war, sowie mehrere Witwen. Die Witwen zerfielen in zwei Klassen. Die einen, meistens unangenehm oder alt, dankten Gott, daß sie „das Scheusal" los waren, und wollten ihre Kenntnisse des miserablen Mannes in der Politik verwenden. Die andern, meistens angenehm oder jung, suchten in der Politik Trost für den Verlust des „Unvergeßlichen". Wie zum Beispiel Lillian. Sie hatte sich auf Anraten ihrer Freundin, der Präsidentin, dem Verein angeschlossen und war mit Leib und Seele bei der Sache.

Nun war es abermals der Nachmittag, an dem einmal im Monat die politischen Damen zusammenkamen. Die Präsidentin hatte sich entschuldigen lassen, da sie zur Schneiderin zur Anprobe mußte. So rief die Sekretärin die erste Vizepräsidentin auf. Die erste Vizepräsidentin, so erklärte deren Freundin, konnte ebenfalls nicht kommen, da sie heftige Migräne hatte. Die zweite Vizepräsidentin war auf der Jagd nach einer Köchin. Die dritte Vizepräsidentin konnte nicht kommen aus Schmerz über das plötzliche Ableben ihres geliebten Charlies, eines Mopses, der klüger gewesen war, als zwei Männer, wie sie zu behaupten pflegte. Da man nur drei

Vizepräsidentinnen hatte, wurde für die Sitzung eine besondere vierte Vizepräsidentin ernannt. Es war eine rundliche, rosige Dame, sehr harmlos und friedlich. Sie bedankte sich errötend für die Ehre, ergriff den reizenden Hammer mit der lilafarbenen seidenen Schleife und rief die Versammlung zur Ordnung. Infolge ihrer Unerfahrenheit schlug sie sich aber mit dem Hammer heftig auf das rosige Däumchen des linken Händchens und war einer Ohnmacht nahe. Sie mußte das Amt niederlegen, und man ernannte eine fünfte Vizepräsidentin, eine giftige Frauenrechtlerin mit einem knochigen, gelben, galligen Gesicht, einem goldenen Kneifer auf der Nase und einem langen, dünnen Einschnitt unter der Nase anstelle des Mundes. Sie erteilte das Wort einer ehrwürdigen Dame mit grauen Löckchen, die ein verdächtiges Manuskript in der Hand hielt und daraus vorzulesen begann. Da sie sehr kurzsichtig war, so sah man von ihr nichts als das graue Haar. Nur wenn sie eine Pause machte, um aus dem Glas neben ihr Wasser zu trinken, wurde ihr ehrwürdiges Antlitz sichtbar. Was sie ausführte, war folgendes.

Man stand in New York vor einer neuen Bürgermeisterwahl. Die Macht hatte bisher in den Händen der Demokraten gelegen, die einer unerhörten Korruption Tür und Tor geöffnet

hatten und die öffentlichen Gelder aus den Taschen der Steuerzahler in die eigenen steckten und die Spielhöllen schützten, um von ihnen Tribut zu erhalten. Es galt, diese Partei zu stürzen und an ihre Stelle die ehrlichen Kandidaten der Republikaner zu setzen. Wenn sie, die Frauen, nur stimmen dürften, so wäre das eine Kleinigkeit. Denn sie, die Frauen, würden natürlich nur für Ehrlichkeit in der Politik eintreten.

„Aber," so rief die Vortragende, „wenn wir auch leider noch nicht direkt stimmen können, so können wir's doch indirekt, indem wir unsern Einfluß auf unsere stimmfähigen Männer, Onkel, Brüder oder Freunde geltend machen!"

„Wie ist's mit dem Großpapa?" rief eine lustige kleine Blondine mit einer angenehm unverschämten Stumpfnase. Alles lachte.

„Bitte um Ruhe!" rief die Vizepräsidentin mit einer Stimme, die einer heiseren Dampfpfeife glich. Zugleich ließ sie den Hammer auf den Tisch sausen, als ob sie damit einen Frauenknechter zermalmen wollte.

„Ich schlage nun vor," fuhr die ehrwürdige Dame mit den grauen Löckchen fort, „ich schlage nun vor —" sie fuhr aufgeregt mit der Nase in ihrem Manuskript herauf und herunter, denn sie hatte die Stelle verloren, wo sie stehen ge-

blieben war. Endlich hatte sie's. „Ich schlage nun vor, daß jede von uns für die Zeit der Wahlen eine Vereinigung von zehn Damen ihrer Bekanntschaft gründet, deren zehnte sie selbst ist. Von diesen muß sich jede einzelne verpflichten, je einen Mann für die Sache der Republikaner zu gewinnen, und zwar schriftlich. Da wir dreihundert Mitglieder sind, so ergäbe das schon eine beachtenswerte Anzahl Stimmen zugunsten der Republikaner und einer ehrlichen Stadtverwaltung."

Die Vizepräsidentin brachte den Antrag des verehrten Mitgliedes zur Abstimmung. Er wurde einstimmig angenommen. Nun meldeten sich mehrere Damen zum Worte, um noch allerhand praktische Ratschläge zur Gründung der Zehnerklubs zu machen. Darunter Lillian. Gerade, als sie sprach, betrat die Präsidentin mit hochroten Wangen und ganz außer Atem das Versammlungslokal. Sie hatte ihr neues Herbstkostüm an. Eine große Aufregung bemächtigte sich der Damen. Die Präsidentin trat vor die Versammelten und bat wegen ihres Ausbleibens um Entschuldigung. Uebrigens sei sie überzeugt, daß die geehrte Vizepräsidentin die Sitzung in idealer Weise geleitet habe. Dann nahm sie auf einem Stuhl neben der Vizepräsidentin Platz.

So hatte die Versammlung vollauf Gelegenheit, sich über ihr Kostüm zu ärgern. Am meisten ärgerte sich die Vizepräsidentin, die noch ihr ebenso geschmackloses, wie billiges Sommerkleid trug. Diese und jene sprach noch zur Sache. Aber niemand schenkte ihnen irgend welche Aufmerksamkeit. Man besprach flüsternd das Kostüm der Präsidentin, den Stoff, den Besatz, den Sitz, die Farbe, den Preis usw.

„Ich sehe," bemerkte die Vizepräsidentin endlich mit galligem Lächeln, „daß das wundervolle Kostüm unserer verehrten Präsidentin alles andere in den Schatten stellt. Um es noch besser bewundern zu können, wollen wir uns vertagen." Also vertagte man sich.

Eine der ersten, die auf die Straße traten, war Lillian. Es war ein klarer, frischer Herbsttag. Mancher Männerkopf wandte sich nach Lillian um. Sie war nicht gerade schön. Aber das sympathische Gesicht mit den großen, dunklen Augen, den frischen, roten Backen und dem feinen, kleinen Mund hatte etwas ungemein Apartes. Es war ein seltenes Gesicht, sehr ruhig, sehr ernst. Sie trug ein einfaches Kleid und ein offenes Jackett aus gleichem Stoff über einer mattblauen Seidenbluse. Dazu einen barettartigen Hut aus gleichem Stoff, ohne viel Zierat.

„Mhm — Rasseweib!" sagte ein junger Fant im Vorübergehen zu seinem Freund.

Lillian hatte es gehört. Ihre feinen Nasenflügel erweiterten sich kaum merklich, die Mundwinkel zogen sich kaum merklich aufwärts.

„So allein in der Avenue?" fragte jemand neben ihr und zog höflich grüßend den Hut. Sie erschrak. Dann errötete sie.

„Ah, Doktor Ahrens! Ich habe Sie schon seit längerer Zeit nicht mehr gesehen! Wo haben Sie im Spätsommer gesteckt?"

„In den Bergen. Zur Erholung. Man ist das seinen Patienten schuldig. Ein gesunder Arzt leistet das Doppelte. Und Sie — machen Sie immer noch Politik?" Er sah sie lachend von der Seite an.

„Ja — wenn Sie nichts dagegen haben."

„Gewiß habe ich etwas dagegen. Es wirkt auf die Galle und auf den Magen und auf die Nerven und auf die Schönheit überhaupt. Darum halte ich mich ja von der aktiven Politik fern."

Lillian lachte. Der gute Doktor! Eine Schönheit war er gerade nicht mit der langen, geraden Nase, die nach unten spitz zulief, den runden, grauen Aeugelchen hinter dem Kneifer und dem dunklen Spitzbart. Er hatte etwas von

einem vergnügten Raben an sich. Uebrigens wußte er ganz genau, daß er kein Apollo war.

„Sie gehören also immer noch zu der „Gesellschaft der politischen Frauen“, meine Gnädige?“

„Ich komme geradeswegs von dort.“

„So? Was werden Sie mit Haiti machen?“

„Sie Spötter! Wir haben Wichtigeres verhandelt. Wir werden in den Wahlkampf eingreifen!“

„Ach nee! Das müssen Sie mir ausführlicher erzählen. Wollen Sie mir ein Opfer bringen?“

„Und das wäre?“

„Da drüben ist Café Martin. Trinken Sie eine Limonade auf mein Wohl — erzählen Sie mir währenddem von Ihrer Versammlung. So viel Zeit hab ich.“

„Schön — gehen wir zu Martin!“ Sie sagte das wie jemand, dem etwas wie gerufen kommt.

Im Café nahmen sie an einem der kleinen Marmortische Platz. Lillian setzte sich auf einen Stuhl, Ahrens auf den schwellenden braunen Lederdiwan, der sich rings an den Wänden hinzog. Lillian bestellte einen „Amer Picon“ mit Zitronensyrup, Ahrens wählte sein geliebtes Pilsener.

„Wenn mich jetzt gewisse Damen aus unserm Verein sähen!“ meinte Lillian lachend. „Sie ver-

lören allen Glauben an meine Rechtschaffenheit. Komisch, wie eng beieinander bei uns immer höchste Aufgeklärtheit und bornierteste Zurückgebliebenheit wohnen, besonders in den sogenannten echt amerikanischen Kreisen. Aber ich wollte Ihnen ja von unserer heutigen Sitzung erzählen." Und sie erzählte.

„Hochinteressant!" meinte Ahrens, als sie geendet hatte. Und mit der ihm eigenen überzuckerten Bosheit, die zunächst süß schmeckte, fragte er: „Und nun haben Sie Unglückliche einen dieser Männer zu liefern, tot oder lebendig, der sich verpflichtet, für die Republikaner und eine ehrliche Stadtverwaltung zu stimmen? Da bin ich schön hereingefallen!"

„Wieso?"

„Nun natürlich soll ich mich Ihnen mit Haut und Haar verschreiben, weil ich ein verruchter Demokrat bin."

„Wenn Sie so freundlich sein wollen."

„Hat man Worte? Aber, das ist nicht so leicht, wie Sie sich das vorstellen. Unsere Politik ist ein Geschäft, wenn auch ein außerordentlich schmutziges Geschäft. Meine Stellung am Hospital habe ich nur durch den Einfluß demokratischer Politiker erhalten. Die meisten meiner Patienten habe ich aus dem mächtigen demokratischen Klub gewonnen, dem ich beigetreten bin. So

bin ich den Herren verpflichtet. Ueberdies hat man mir eine vorzügliche Stellung in der Gesundheitsbehörde in Aussicht gestellt. Und nun soll ich Ihnen zuliebe für die andere Partei stimmen. Ich muß vor Schreck noch ein Pilsener trinken. Kellner, noch 'n Pilsener!"

Lillian schlug die Hände zusammen.

„Aber Sie sind ja ein politischer Sklave!"

Ahrens lachte.

„Natürlich sind wir das, allesamt, ganz gleich, zu welcher Partei wir gehören. Das Geschäft bestimmt unsere Zugehörigkeit zu einer der beiden Parteien. Nichts weiter."

„Entsetzlich! Das wird und muß anders werden, wenn wir Frauen erst aktiv an der Politik Anteil nehmen werden. Wir werden die Politik reinigen."

„Glauben Sie das wirklich? Oder wird nicht alles beim alten bleiben, weil die Frau immer so stimmen wird, wie es das geschäftliche Interesse des Mannes, Vaters oder Bruders gebietet?"

„Aber ich muß einen Mann für die Republikaner liefern, ich muß! Wenn ich Sie nun recht bitte und zu Ihnen sage: mein lieber Herr Ahrens, tun Sie mir den Gefallen und lassen Sie Ihren persönlichen Vorteil beiseite, ein einziges Mal, und stimmen Sie für die Repu-

blikaner! Können Sie das abschlagen? Ich glaubte Ihrer so sicher zu sein."

„Zu reizend. Aber warum?"

„Nun, weil Sie — ich dachte — Sie sagten einmal vorigen Sommer, als ich Sie im Seebad kennen lernte, Sie könnten mir nichts abschlagen."

„Sagte ich das? Was für ein eisernes Gedächtnis die Frauen für angenehme Versprechungen haben. Aber damals dachte ich nicht an Politik. Und dann die Umgebung. Die ländliche Einsamkeit, das weite sonnige Meer. Und eine reizende Damenbekanntschaft. Wissen Sie noch, wie Sie an einem Nachmittag von einer Sturzwelle von dem Floß gerissen wurden und ich Sie ans Ufer bugsierte? Sie waren ohnmächtig. Ich brachte Sie wieder zur Besinnung und besuchte Sie noch auf Ihrem Zimmer. Sie waren meine erste Patientin. Erst wollten Sie mich nicht hereinlassen und —"

„Also Sie stimmen für die Republikaner?"

„Erlauben Sie — so schnell — ich muß mir das noch überlegen, sehr ernstlich überlegen."

„Wie lange?"

Er dachte einen Augenblick nach, lächelte vor sich hin, als ob er einen guten Einfall hätte, und sagte: „Acht Tage mindestens!"

„Dann werden Sie sich endgültig entscheiden?"

„Ich schwöre es bei Ihnen!"

„Danke! Aber jetzt muß ich nach Hause." —

Am nächsten Abend wurde Lillian am Telephon ihrer Wohnung angerufen. Es war Ahrens, der anfragte, ob sie ihn in eine wichtige Versammlung der Republikaner begleiten würde. Er wolle sich genau über die Anklagen der Republikaner gegen die Demokraten informieren. Es würde ihn sehr freuen, wenn sie ihm das Opfer brächte. Sie erklärte sich bereit, und er versprach, sie abzuholen. Nach der Versammlung lud er sie zu Hummern oder Austern in einem Ratskeller am Broadway ein, um das Gehörte zu besprechen. Es waren schwerwiegende Anklagen gewesen, die die republikanischen Redner gegen die Demokraten vorgebracht hatten. Ahrens bestritt das meiste.

„So schwarz," meinte er, „sind wir Demokraten denn doch nicht. Wie wollen Sie sich ein Urteil bilden, wenn Sie immer nur die eine Partei hören? Unmöglich! Audiatur et altera pars. Wie wäre es, wenn Sie übermorgen mit mir in eine Versammlung der Demokraten gingen? Wollen Sie mir auch dieses Opfer bringen?"

„Mit Vergnügen!" sagte Lillian lachend. „Nur keine Einseitigkeit!"

Also brachte sie ihm ein weiteres Opfer

und begleitete ihn in die Versammlung der Demokraten. Nach der Versammlung begaben sie sich zu Delmonico, und nun bestritt Lillian, was die Demokraten den Republikanern vorwarfen. Man konnte sich nicht einigen, aber es war doch spaßhaft, unendlich spaßhaft, diese gemeinsame Bummelei mit dem intimen kleinen Souper zum Schluß des Ganzen. Diese reizende Lillian erschien doppelt reizend mit ihrem gewaltigen politischen Eifer, der ihr so gar nichts Weiberrechtlerisches verlieh, sondern eher belustigend wirkte.

„Ja, es steht schlimm mit meiner Bekehrung!" sagte Ahrens, nahm sein Glas Chablis und stieß mit ihr an. „Zum Glück für Sie ist übermorgen abermals eine Versammlung der Republikaner, und zwar eine große, wo die Leuchten der Partei reden werden. Würden Sie mir das Opfer bringen, auch noch zu dieser Versammlung zu kommen? Vielleicht, daß ich da endlich überzeugt werde!"

Lillian zeigte lachend die weißen Mausezähnchen. „Es wird mir schwer, Herr Ahrens. Und was werden die Leute von uns denken —"

„Ach was! Sie sind Witwe und Politikerin und eine Frau von heute, die sich dem Mann für gleichberechtigt hält. Nicht wahr?"

„Ja, das bin ich."

Und so gingen sie auch noch zu dieser Versammlung, wo ihnen abermals haarklein bewiesen wurde, was für elende Spitzbuben die Demokraten wären. Nachher folgte das übliche Souper im Restaurant. Diesmal oben bei Martin in dem feenhaften Speisesaal. Ahrens hatte sich einen der kleinen Tische für Zwei auf der Galerie bestellt. Von hier konnten sie auf die Gäste herabblicken, die an den Tischen saßen mit den frischen Blumen darauf und dem glitzernden Kristall und den kleinen Leuchtern mit den rotseidenen Schirmchen über den Flammen. Alles sah so intim, so behaglich, so bezaubernd aus. Dazu die schmeichlerische, sanfte Musik des kleinen Orchesters über dem Stimmengewirr und dem Lachen heiterer Menschen. Es erzeugte eine traumhafte Stimmung, ein Gefühl von Glück und den Wunsch, dieses Glück zu genießen in jeder Sekunde. Ahrens war wieder nicht überzeugt worden. Auch die großen Redner hatten ihn nicht bekehren können.

„Welchen Zweck hat es," fragte er, „der andern Partei zur Herrschaft zu verhelfen? Man treibt immer nur den Teufel mit Beelzebub aus. Die neuen mögen weniger unverschämt stehlen als die alten, aber stehlen tun sie auch. Das ist nun mal die Krebskrankheit unseres politischen Körpers."

„Ich betrachte Sie als verloren!" meinte Lillian scherzend. „Wenn nicht noch ein Wunder geschieht."

„Ach lassen wir doch die dumme Politik!" erwiderte Ahrens. „Hier ist es viel zu schön, um über Politik zu sprechen. Hören Sie, jetzt wird die reizende Tellouvertüre gespielt. Dazu müssen wir etwas Schweizerkäse essen."

Sie warf ihm zur Strafe für seinen gräßlichen Witz lachend eine Nelke zu. Er steckte die Nelke ins Knopfloch, und sie summte die Melodie mit.

„Sind Sie glücklich?" fragte er mit komischer Feierlichkeit. Sie nickte. „Wunschlos glücklich?" Sie nickte abermals. Er sah jetzt wieder mehr denn je einem vergnügten Raben ähnlich.

Am Nachmittag des nächsten Tages erklang in Lillians Wohnung das Telephon. Es war Ahrens, der wieder um ein Opfer bat. Er bat, ihr am Abend seine Aufwartung machen zu dürfen, in politischer Angelegenheit, wie er versicherte. Es wäre hochwichtig. Lillian erwiderte, daß er willkommen wäre. Sie empfing ihn in dem kleinen Salon, wo alles in meergrün gehalten war: die Tapete, die Vorhänge an den Fenstern, die Möbelbezüge, der Teppich, sogar der Papagei Johnny. Ahrens sah eleganter aus als je und roch nach Veilchen.

„Haben Sie sich endlich entschieden?“ fragte sie mit ihrer gewöhnlichen Munterkeit. „Und nicht wahr — zu meinen Gunsten?“

Er behielt ihre Hand in der seinen und sagte: „Ich habe mir alles noch einmal überlegt, und ich bin zu dem Schluß gekommen, daß ich für die Republikaner nur dann stimmen könnte, wenn ich ständig unter republikanischem Einfluß stände, wenn mir jemand die republikanischen Prinzipien unausgesetzt predigte, von früh bis spät. Ich wüßte niemand, der das besser könnte, als Sie. Pst! Kein Wort! Freilich müßten Sie, meine liebe Lillian, zu diesem Zweck Ihre Witwenschaft aufgeben und Ihren Namen ändern. Wollen Sie im Interesse der republikanischen Partei und einer ehrlichen Stadtverwaltung und der Gesellschaft der politischen Frauen noch dieses Opfer bringen?“

Sie war feuerrot geworden.

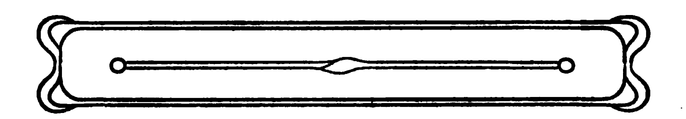
„Für die republikanische Partei und eine ehrliche Stadtverwaltung und die Gesellschaft der politischen Frauen ist mir kein Opfer zu groß.“

Dann verschwand sie zwischen zwei langen Armen, und zwei gelbe Glacéhandschuhe lagen kreuzweise auf ihrem Rücken. — — —

Am nächsten Tag zeigte sie der Gesellschaft der politischen Frauen ihren Austritt an. Daran

tat sie weise. Denn als es herauskam, unter welchen Bedingungen Doktor Ahrens sich für die ehrliche Stadtverwaltung verpflichtet hatte, erhob sich unter den politischen Frauen ein Entrüstungssturm. Man berief eine besondere Versammlung. In dieser Versammlung las die kurzsichtige alte Dame, deren graue Löckchen vor Aufregung zitterten, eine Rede vor, in der sie Lillian des Mißbrauchs der Politik zur Förderung unlauterer persönlicher Zwecke sowie des Verrats der heiligen Frauensache in der Politik anklagte. Man nahm eine Resolution in diesem Sinne an.

Lillian und Ahrens aber waren so bar aller frommen Scheu, sich über die Resolution der bitteren Damen vor Lachen förmlich auszuschütten.



Windhund Corcoran.

Den Spitznamen Windhund hatten ihm seine Freunde gegeben. Er war für ihn wie geschaffen; schon äußerlich. Corcoran war lang und dürr. Sogar sein Kopf hatte etwas Windhundartiges: er war schmal, mit einem spitzen Gesicht, zurücktretendem Unterkiefer und vorspringender, gebogener, langer Nase. Zum Glück hatte er einen buschigen blonden Schnurrbart unter dieser Nase, sonst wäre seine Aehnlichkeit mit einem Windhund täuschend gewesen. Sein Freund Jack Bullinger, der ein Spaßvogel war, behauptete trotzdem, die Hunde beschnüffelten Corcoran auf der Straße und wollten mit ihm spielen. Auch in der Art, sich zu bewegen, erinnerte Corcoran an einen Windhund: er ging nicht, sondern er flog mit seinen langen, dürren Beinen dahin, immer im Galopp. Ob er sich nun in sein Bankgeschäft am Broadway begab oder in das französische Restaurant von Martin, wo er den Lunch verschlang, oder abends in ein Theater — immer

galoppierte er. Das war ihm wie so vielen Yankees zur zweiten Natur geworden. Er hatte nie Zeit. Jack Bullinger pflegte zu sagen, ihn wundere das gar nicht, denn Corcoran habe es schon eilig gehabt, als er zur Welt kam; er sei nämlich ein Siebenmonatskind.

Und von diesem Corcoran hieß es plötzlich überall am Broadway, überall an der Börse in Wallstreet: „Wissen Sie schon, daß Windhund Corcoran verheiratet ist?" Oder: „Haben Sie schon gehört, wie Windhund Corcoran zu einer Frau gekommen ist? Es ist wirklich zu drollig!" Nach allem, was ich so hörte, hat es sich, wie folgt, begeben.

Corcoran, so gegen zwölf Uhr mittags, bei herrlichstem Maiwetter, kommt ins Café Martin galoppiert, sehr blaß, blasser als gewöhnlich. Stürzt sich auf einen Tisch, an dem sein Freund Bullinger sitzt, der Spaßvogel, schnippst mit den Fingern, stopft sich eine Serviette in den Kragen und ruft: „Kellner — rasch!" Der Kellner kommt gesaust, gleich mit zwei Speisekarten. Corcoran reißt ihm eine aus der Hand, überfliegt sie und bestellt Hammelfleisch mit Grünkohl.

„Eine Flöte?" fragt der Kellner. Flöte ist der scherzhafte Ausdruck für ein langes, spitzes Glas Pilsener.

„Nee!" sagt Corcoran und schüttelt weh-

mütig den Kopf. „Zu kalt! Geben Sie mir einen Milchpunsch!“ Und zu Bullinger gewendet, der ihn durch seine goldene Brille fragend anblickt, fügt er hinzu: „Mein Magen ist nämlich außer Ordnung. Dyspepsia-Anfall oder so was. Alte Geschichte.“

„Hm — du siehst völlig auf den Hund gekommen aus!“ witzelt Bullinger mit Anspielung auf Corcorans Spitznamen, und ein diabolisches Lächeln verklärt sein rosiges Lebemanngesicht bis hinunter in den blonden Spitzbart.

„Das kommt von der verflixten Schlingerei, der Galoppfresserei. Denn essen kann man das nicht nennen.“

„Was soll man machen, wenn man so wenig Zeit hat? Ich werde wieder meine Pillen nehmen, das hilft.“

„Unsinn — hilft gar nichts. Eines Tags hast du deine Magengeschwüre oder so ein kleines Krebschen, und dann galoppierst du in den Himmel hinein. Was dir fehlt, ist eine Frau. Die würde dir das Galoppieren abgewöhnen, auch im Essen.“

„Also heiraten?“

„Jawohl! Aber nur ja keine von diesen blutleeren, nervösen, launigen, anspruchsvollen Dollarprinzessinnen, die den Mann lediglich als Versorgungsmaschine betrachten. Sondern eine

vernünftige, gesunde Frau mit roten Backen, aus einfacher Familie, womöglich von deutscher Abkunft. Das ist eine gesunde Rasse. Du kennst doch genug davon."

Das Hammelfleisch kommt, und Corcoran beginnt zu schlingen.

„Langsam — zum Teufel!" sagt Jack.

„Ich esse ja langsam!" erwidert Corcoran, holt gleichzeitig ein Notizbuch aus der Tasche und beginnt darin zu blättern. „Ach — hier ist so eine — Ella Werner. Famoses Mädchen. Mollig, rote Backen, liebenswürdig, musikalisch. Kenne sie sehr gut."

„Deren Vater bei Rockefeller Buchhalter war und vor einem Jahr starb?"

„Ja — ja, mein Junge!" sagt Corcoran.

„Da hätten wir gleich eine. Ein Prachtmädel. Die heirate. Ich wette, in einem Jahr hast du fünfundvierzig Pfund zugenommen. Das wären also hundertachtzig Pfund. Dann hat das Galoppieren ein Ende, sage ich dir. Du bist dann von einem Windhund zum Bernhardiner geworden. Bernhardiner galoppieren nicht, haben keine Dyspepsia, keine Magengeschwüre. Mit andern Worten, du bist ein gesunder Hund. Was denkst du davon?"

„Ich und hundertachtzig Pfund — großartig!" Corcoran bläst vergnügt stoßweise durch

die lange Windhundnase. „Das ist ja ein köstliches Zukunftsbild. Also gut — heiraten wir Ella!"

Er gießt das halbe Glas Milchpunsch auf einen Hieb hinunter, wischt sich den Schnurrbart und springt davon.

„Was ist los? Wohin?" fragt Jack verblüfft.

„Ella wohnt im Hiawatha, nicht wahr? Hat also Telephon? Ich werde sofort anfragen, ob sie zu Hause ist."

„Aber mein Gott — das hat doch Zeit!"

„I bewahre — ich und Zeit! Bist du toll?"

Und schon ist er in der kleinen Telephonkammer hinter der Kasse, ruft das „Hiawatha" an, läßt sich mit Werners verbinden und fragt an, ob Fräulein Ella zu Haus ist. Jawohl, sie ist zu Haus. Er sei Herr Corcoran, ob er Fräulein Ella sprechen könne, in persönlicher Angelegenheit. Frau Werner bejaht. Dann werde er sofort nach dem „Hiawatha" kommen. Corcoran erscheint wieder an Bullingers Tisch, sehr vergnügt.

„Alles gemacht, mein Junge. Fahre sofort zu Werners. Kellner — Rechnung! Auf Wiedersehen, Jack!" Und raus ist er, ehe Bullinger Worte findet, winkt einem herumlungernden Droschkenkutscher, nennt die Adresse, „Aber rasch, bitte!" Reißt noch schnell einem Zeitungsjungen

die neueste Ausgabe der „Sun" aus der Hand, drückt ihm einen Cent in die Hand, sitzt schon im Wagen und saust die Fünfte Avenue hinauf. —

„Ah — wie geht's, Frau Werner? Fräulein Werner — Sie blühen wie die sechs Apfelsinenbäume im Garten meines Onkels in Florida. Was ich sagen wollte — hm! hm! Wenn Frau Werner und Fräulein Werner gütigst erlauben, möchte ich nämlich Fräulein Ella ergebenst um ihre Hand bitten!"

Krampfhaftes Nachluftschnappen der Werners, äußerste Ratlosigkeit, die eine sieht die andere an.

„Sie irren, meine Damen, ich bin völlig bei Verstand. Aber wie Sie wissen, bin ich stets in Eile. Das Geschäft bringt es mit sich. Es ist mir durchaus ernst. Nur bitte ich um sofortige Entscheidung."

„Ja, aber so schnell — so was überlegt man sich doch!" entgegnet Frau Werner, die wieder zu sich gekommen ist.

„Wozu? Sie und Fräulein Ella kennen mich und meine Familie. Ich habe ein Vermögen von hundertzwanzigtausend Dollars in Regierungspapieren allein und gelobe, Fräulein Ella ein zärtlicher Gatte zu sein!"

Frau Werner nimmt zunächst auf einem Stuhl Platz. Im Sitzen kann sie besser denken.

Dann meint sie, wenn es denn schon so schnell sein müsse, und wenn Ella damit zufrieden sei, so müsse sie wohl einverstanden sein. Ach — sie hatte ja schon lange auf den reichen Windhund gewartet! Und Ella meinte: „Nun gut — wenn schon, denn schon! Ich bin die Ihre, Herr Corcoran. Wozu soll ich mich lange zieren?"

Sie reicht ihm lächelnd die Hand.

„Ich danke Ihnen!" erwiderte Corcoran entzückt. „Darüber wären wir einig. Was nun die Trauung und die Hochzeitsreise anbetrifft —"

„Trauung? Hochzeitsreise? Habe ich recht gehört?" Frau Werner hat die Empfindung, als säße sie wieder auf einem der hölzernen Gäule in Coney Island an der See und sauste bergauf, bergab in der Arena herum, daß ihr die Sinne vergehen, wie im letzten Sommer.

„Sie haben recht gehört!" bestätigt Corcoran. „Nichts wäre mir schrecklicher, als wenn ich nun monatelang auf Ella warten müßte, bis ich sie wirklich bekomme. Das könnte ich nicht. Eine solche Zeitverschwendung brächte mich um den Verstand." Und da Frau Werner einigemal den Mund aufmacht, fährt er rasch fort: „Sehen Sie, ich habe schon alles geordnet. Morgen vormittag um zehn Uhr geht die „Deutschland". Der nächste Expreßdampfer geht erst eine Woche später. So lange kann ich doch nicht warten.

Folglich bleibt nur die „Deutschland“. Schön. Morgen früh punkt acht Uhr komme ich mit einem Wagen. Wir fahren alle drei zusammen geradeswegs nach Hoboken hinüber — zunächst zum Pastor, den ich heute noch telegraphisch benachrichtigen werde. Dort lassen wir uns trauen. Dann geht's zum Pier. Rührender Abschied von Mama. Fahrt bis nach Cherbourg. Von Cherbourg nach Paris, Schweiz, Italien. In zehn Wochen wieder zurück. Länger geht's wirklich nicht. Wie ist das — hm?“

„Großartig!“ ruft Ella und klatscht vergnügt in die Hände. „Mama, es ist ja ungewöhnlich, aber mal was anderes. Und es ist wirklich wahr — wenn wir uns doch heiraten wollen, warum nicht gleich?“

Mama denkt an die hundertzwanzigtausend Dollars gute Regierungspapiere und haucht: „Macht, was ihr wollt — ich bin wehrlos. Mir schwindelt. Es geht zu rasch für mich!“

„Aber ich habe ja keine Kostüme!“ fällt Ella plötzlich ein.

„Kostüme? Meine liebe Ella — so darf ich ja wohl jetzt sagen, es klingt zu reizend — also meine liebe Ella, bis Paris reicht's. In Paris kaufen wir soviel Kostüme, wie du willst.“

„Und wieviel Koffer soll ich mitnehmen?“

„Einen Koffer — einen einzigen Koffer, sonst

haben wir zuviel Aufenthalt. Doch nun muß ich fort. Ich habe noch mit meinem Teilhaber Wichtiges in Menge zu besprechen. Ich werde bis spät in die Nacht hinein beschäftigt sein. Auf Wiedersehen, liebste Ella, liebste Mama! Und noch einmal — morgen früh Punkt acht Uhr, nicht wahr?" Händedruck für Mama, Umarmung und Kuß für Ella, raus ist er. Frau Werner sinkt in einen Stuhl und bringt nur hervor: „Nein, so was! Hast du jemals —"

„Dieses Glück, Mama!" sagt Ella und umarmt Mama. „Er ist ein so guter Mensch, und die Hast werde ich ihm schon abgewöhnen. Nun aber heißt's packen und noch das oder dies kaufen." —

Am nächsten Morgen ist Corcoran Punkt acht Uhr mit der Kutsche da. Die Damen sind schon fertig. Ellas Koffer wird auf den Wagen gepackt, alle steigen ein, und im schnellsten Trab geht's nach Hoboken. Um neun Uhr halten sie vor dem Haus des Pastors. Er wird sofort da sein, macht nur einen Krankenbesuch, meint die freundliche Wirtschafterin. Die Herrschaften sollen gütigst im Empfangszimmer Platz nehmen. Da sitzen nun die drei, Mutter Werner, Ella und Corcoran, Frau Werner und der Windhund zappelig, daß sie an die Decke springen könnten.

„Alle Wetter, wenn der Pastor sich ver-

spätet!“ bemerkt Corcoran. Er hat die Uhr in der Hand und zählt die Minuten. „Die „Deutschland“ geht Punkt zehn Uhr!“

„Nur nicht aufregen!“ erwidert Ella gemütlich.

„Ah — du bist die Richtige für mich!“ lächelt Corcoran. „Bist du gar nicht aufgeregt?“

„Nicht ein bißchen, mein liebes Windhundchen!“

Minute um Minute vergeht. Der Pastor kommt nicht. Corcoran saust wie ein richtiger Windhund im ganzen Zimmer umher, öffnet bald dieses Fenster, bald jenes, um nach dem Pastor auszuschauen. Draußen im prallen Sonnenschein hält der dicke Kutscher mit dem roten Whiskygesicht und ruft ihm zu: „Mein Herr — wir werden zu spät zum Dampfer kommen!“

„Entsetzlich!“ haucht Frau Werner und setzt sich auf den nächsten Stuhl, der kühler ist.

„Zwölf Minuten vor zehn! Wir müssen fort. Wir lassen uns auf dem Dampfer trauen, vom Kapitän oder in Cherbourg.“

„Entsetzlich!“ haucht wiederum Frau Werner und rutscht hin und her.

„Mir ist's recht!“ versetzt Ella. „Nur Mut, Mama. Es wird schon alles gut werden. Ich habe volles Vertrauen zu Benjamin. Aber wir müssen fort.“

Sie stehen auf. Draußen steht die bedauernde Wirtschafterin.

„Ja, da ist nun nichts zu machen!" meint Corcoran.

Gerade, wie sie am Wagen sind, kommt der Pastor daher, schnaufend, puterrot im Gesicht.

„Entschuldigen — aufgehalten — Blockade, Straßenbahn. Wer weiß, ob es nicht so sein sollte."

Corcoran schiebt ihn in die Kutsche. Fort im Galopp. Zum Glück ist's nicht weit bis zum Pier.

„Sie müssen uns irgendwo auf dem Pier trauen, in einem Wartesaal!" schlägt Corcoran vor. Der Pastor ist einverstanden. Zwischendurch zieht Corcoran die Uhr, immerfort. Gerade wie sie in den Pier hineinjagen, ist die letzte Gangplanke eingezogen worden, die „Deutschland" setzt sich langsam in Bewegung.

„Halt! Halt!" brüllt Corcoran zum Wagenfenster hinaus. Große Aufregung unter der Menge, die auf dem Pier steht und den Abfahrenden Lebewohl gesagt hat. Zu spät. Da stehen sie nun: der Pastor, Corcoran, Frau Werner, einer Ohnmacht nahe, und Ella. Nur Ella lacht und sagt: „So ein Pech! Was nun?" Die Menge gafft sie an, die einen bedauern, die andern

machen hämische Bemerkungen über Frauenunpünktlichkeit.

„Nehmen Sie einen andern Dampfer — sehr einfach!“ meint der Pastor.

„Unsinn!“ unterbricht ihn Corcoran entrüstet. „Reise unaufschiebbar, Zeit verlieren — gibt's nicht. Noch läßt sich die Sache machen. Mir nach — Ella, alle, Kutscher, mir nach!“ Und wie ein Windhund setzt er in mächtigen Sprüngen hinaus ans Ende des Piers, stößt die Abschied winkenden und johlenden Leute beiseite, springt über ein Seil, steht am Wasser. Dort liegt ein kleiner Schleppdampfer.

„He, Kapitän — wir sind unserer vier, zwei Koffer. Wieviel nehmen Sie, uns auf die „Deutschland“ zu bringen?“

„Dreißig Dollars!“

„Gut. Ella, Frau Werner, Herr Pastor — rasch einsteigen!“

Im Nu sind die Koffer an Bord, die drei steigen ein. Die Menge lacht und bringt ihnen ein Hoch aus. Die „Deutschland“ ist schon draußen im sonnig glitzernden Strom, dreht um und richtet die Nase seewärts. Der Schlepper löst die Taue, pfeift gellend, signalisiert nach der „Deutschland“ hin und braust durch das spritzende Wasser.

„Nun rasch — trauen Sie uns!" sagt Corcoran zum Pastor.

Der Pastor macht keine langen Geschichten, traut die beiden, gibt ihnen seinen Segen. Den Trauschein wird er Mama Werner zuschicken. Er bekommt sein Traugeld. Schon sind sie der „Deutschland" nahe, die mit gemäßigter Hafengeschwindigkeit dahinfährt. Die Falltreppe kommt herunter. Der Schlepper wird daran befestigt und fährt dem Koloß zur Seite langsam mit. Hoch oben am Deckgeländer drängen sich die Passagiere, Kopf an Kopf, und verfolgen mit heiterer Aufgeregtheit das sensationelle Ereignis. Sie sehen, wie erst eine kühne, rosenwangige junge Dame lachend die Stufen emporklimmt, dann ein spindeldürrer junger Mann. Nun stehen sie auf Deck, aufatmend. Einige rufen Hurra. Dann kommen die Koffer hinterher. Der Schlepper wird losgemacht, bleibt mit Mama und dem Pastor zurück. Mama winkt mit dem Taschentuch noch lange, zerdrückt ab und zu ein Tränchen. Der Pastor winkt. Auch vom Verdeck der „Deutschland" über die Brüstung hinweg wehen zwei Taschentücher. Aus den vier mächtigen gelben Schornsteinen quillt schwarzer Rauch. Es geht etwas schneller. Der kleine Schlepper ist in der Ferne verschwunden.

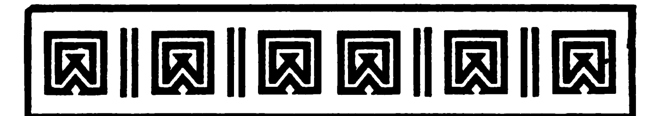
„So!" sagt Corcoran und schreitet mit Ella

durch die bewundernden Passagiere in den Salon. Hier holt er sich den Steward, kauft vierzig Ansichtskarten mit der „Deutschland“, setzt sich in eine Ecke und sagt: „Ella — nun rasch die Vermählungsanzeigen geschrieben. Bis Sandy Hook müssen wir fertig sein, damit sie der Lotse mit nach New York zurücknimmt.“

Und beide sitzen sie nun da und schreiben, daß die Federn fliegen, nach den Adressen in Corcorans Notizbuch, das er vor sich liegen hat, eine Postkarte nach der andern: „Verheiratet — Fräulein Ella Werner, B. Corcoran, Windhund“, und wollen sich totlachen darüber.

„Mein Herr — gleich setzen wir den Lotsen ab!“ meldet der Steward.

„Wir sind fertig!“ erwidert Corcoran. Er reicht ihm die Postkarten, erhebt sich, zieht die Uhr und fragt: „Sagen Sie mal — wann sind wir in Cherbourg?“



Aschenputtel in New York.

Einem reichen Mann wurde seine Frau krank, und als sie fühlte, daß ihr Ende kam, rief sie ihr einziges Kind, ihr Töchterlein, zu sich ans Bett und sprach: „Liebes Kind, bleib fromm und gut, so wird dir der liebe Gott immer beistehen, und ich will vom Himmel auf dich herabblicken und will um dich sein.“ Darauf tat sie die Augen zu und verschied. Im Frühjahr aber nahm sich der Mann eine andere Frau. Die Frau hatte zwei Töchter mit ins Haus gebracht, die schön und weiß von Gesicht waren, aber garstig und schwarz von Herzen. Da ging eine schlimme Zeit für das arme Stiefkind an. Sie zogen ihm einen grauen Kittel an und gaben ihm hölzerne Schuhe und machten es zur Küchenmagd. Abends, wenn sie sich müde gearbeitet hatte, kam es in kein Bett, sondern mußte sich neben den Herd in die Asche legen. Und weil es darum immer staubig und schmutzig aussah, nannten sie es Aschenputtel. Sein eigentlicher Name aber war Margarete Katzenmayer.

Aschenputtel war über sein hartes Los recht unglücklich und dachte hin und her, wie es wohl von Haus fortkommen könne. Schlimmer, meinte es, kann es irgendwo anders nicht sein. Da kam eines Tags eine Freundin zu Aschenputtel und las ihm einen Brief vor, den sie von einer Bekannten aus New York erhalten hatte. Die war dort als Dienstmädchen tätig. Und sie schrieb, wie über die Maßen herrlich es die Dienstmädchen in Amerika hätten. Dort gäbe es überhaupt keine Mädchen für alles, sondern nur noch Mädchen für nichts. Sie faulenze von früh bis spät, zerbreche, was ihr passe, und bekomme dafür fünfundzwanzig Dollars oder über hundert Mark den Monat, dabei gehe sie in Samt und Seide, und die Frau vom Haus zittere vor ihr und bete jeden Abend zum lieben Gott, daß er sie dem Haus doch recht lange erhalten möge.

Als das arme Aschenputtel das hörte, wurde es ganz fröhlich und beschloß, nach Amerika zu gehen. Es hatte etwas Geld, das ihm die gute Mutter hinterlassen hatte, wenn es einmal heiraten sollte. Das reichte gerade für die Ueberfahrt. So stahl es sich eines Nachmittags aus dem Haus, als die böse Stiefmutter und ihre Töchter ausgegangen waren, und lief auf den Kirchhof und brach sich ein paar Blumen vom Grab der Mutter, die wollte es als Andenken

mit nach Amerika nehmen. In der gleichen Nacht machte es sich heimlich davon und fuhr erst mit der Eisenbahn nach Bremen und von da mit dem „Kronprinz Wilhelm" nach New York. In New York sollte es von dem jungen Mädchen abgeholt werden, das den Brief nach Hause geschrieben hatte über die Mädchen für nichts. Das war schon vorher abgemacht. Als Aschenputtel gelandet war, erstaunte es nicht wenig, als eine junge, feine Dame mit einem großen Federhut und gelben Handschuhen es begrüßte und fragte: „Bist du Aschenputtel?"

„Ja, das bin ich!" sagte Aschenputtel.

Da sagte die feine junge Dame und wischte sich mit einem süßduftenden Taschentuch die Nase: „Ich bin das Mädchen für nichts, das den Brief nach Hause geschrieben hat — die Susie! Eigentlich heiße ich Susanne, wie du weißt. Aber hier nennen sie mich Miß Susie."

Da wußte sich Aschenputtel vor Verwunderung nicht zu lassen und sagte einmal übers andere: „Ist's möglich? Nein, ist so etwas möglich!"

„Was kannst du, Aschenputtel?" fragte Susie.

„Ich bin erstklassige Köchin!" erwiderte Aschenputtel.

„Allright!" sagte Susie. „Es wird eine Klei-

nigkeit sein, dich unterzubringen. Und vergiß nie, recht wenig zu arbeiten und dir nichts von der Herrschaft gefallen zu lassen."

Und Susie führte Aschenputtel geradeswegs in eine vornehme Dienstmädchenagentur. Da standen an die fünfzig überaus feine Damen, lauter Dollarköniginnen, in kostbarer Kleidung, mit Diamanten an den Fingern und am Hals und mit goldenen Zähnen. So was hatte das arme Aschenputtel sein Lebtag nicht gesehen. Und diese überaus feinen Damen standen gar ehrfürchtig vor lauter jungen Mädchen aus Deutschland und Irland und Frankreich und Schweden und Ungarn, und was weiß man woher, und fragten demütig, ob nicht die eine oder andere die Freundlichkeit haben möchte, zu ihnen ins Schloß zu kommen. Doch die Mädchen überlegten sich das sehr und wollten vor allen Dingen wissen, ob auch wenig zu arbeiten sei und keine Kinder in der Familie seien, und ob sie ihr eigenes Zimmer hätten, mit Dampfheizung, und zweimal in der Woche Ausgehtag und abends Besuch im Zimmer neben der Küche und nichts Aufgewärmtes zum Essen und eine Flasche Bier dazu und nicht unter fünfundzwanzig Dollars den Monat. Aschenputtel traute seinen Ohren nicht, als es das vernahm. Es war keine zehn Minuten im Zimmer, da stürzten sich schon

dreißig von den überaus feinen Damen auf Aschenputtel und baten es himmelhoch, doch zu ihnen zu kommen. Endlich wählte es sich auf Susies Rat eine kleine, freundliche Dollarkönigin namens Silverstone, bei der es kochen sollte und waschen und dafür hundert Mark den Monat bekommen, später mehr. Es wären, meinte die freundliche Königin, nur vier Personen in der Familie, sie, der König Silverstone, der Kronprinz Ike und sein jüngerer Bruder. Aschenputtel war es zufrieden. Da nahm seine Freundin Susie von ihm Abschied und schärfte ihm noch recht dringend ein, ja nicht zu viel zu arbeiten und sich nichts gefallen zu lassen.

Die Königin aber nahm Aschenputtel bei der Hand und führte es triumphierend hinaus vor die Tür. Dort stand eine blinkende Kutsche mit zwei prächtigen, blanken Pferden, die den Kopf gar hoch und stolz trugen. Neben der Kutsche stand ein Diener mit roten Backen, einem funkelnden Zylinder und schwarzem Rock und schneeweißen Beinkleidern und ebensolchen Handschuhen und gelben Stulpenstiefeln.

„So, nun wollen wir einsteigen!" sagte die Dollarkönigin zu Aschenputtel. Mit einer Dollarkönigin in einer Kutsche zu fahren — das hatte es nie für möglich gehalten. Endlich hielten sie vor einem grauen Palast, und der rotbäckige

Diener riß die Wagentür auf und tippte mit dem schneeweißen Finger an den funkelnden Zylinder. „Hier sind wir!“ sagte die Königin, und sie stiegen aus.

Die Dollarkönigin führte Aschenputtel gleich in die Küche und sagte lächelnd: „Das ist nun dein Königreich, Maggie! Ich weiß, du heißt eigentlich Margarete. Aber Maggie ist hierzulande gebräuchlicher.“ Aschenputtel war es recht. Es sah sich nun in seiner Küche um. So hatte es sich immer die Küche in einem Königsschloß vorgestellt. Alles blinkte und glänzte von Silber und Kupfer und Porzellan, und es erblickte Geräte, die ihm völlig unbekannt waren. Dann führte die Königin Maggie in ein großes Zimmer neben der Küche. Dort lag ein blauer Teppich auf dem Boden, und die Tapeten waren blau und goldig. Und in der Mitte stand ein weißgedeckter Tisch mit Tellern und silbernen Messern und Gabeln und Löffeln. „Dies,“ sagte die freundliche Königin, „ist das Eßzimmer für dich und das Stubenmädchen Sarah und die Plätterin Luise und den Kutscher John und den Diener Fred. Und nun will ich dir dein Zimmer zeigen.“

So schritten sie nun die marmornen Treppen hinauf, auf denen dunkelrote Teppiche lagen, bis sie ins oberste Stockwerk gelangten. Dort öffnete die Königin eine Tür und sagte: „Dies ist dein Zimmer!“

„Ach, wie herrlich!“ rief Maggie entzückt und klatschte in die Hände. Es war ein kleines Zimmer, ganz weiß gestrichen und mit weißen Möbeln und weißen Gardinen. Und daneben war ein kleines Kämmerchen mit einem Waschstand und mit zwei silbernen Hähnen für warmes und kaltes Wasser. Daneben wieder waren die Zimmer für die beiden andern Mädchen.

Spät abends kamen die beiden andern Mädchen, die Plätterin Luise und das Stubenmädchen Sarah.

„Vor allem,“ sagte die Plätterin, „nur nicht zu viel arbeiten. Das macht häßlich und verwöhnt die Herrschaft. Gedankt wird's einem doch nicht!“

Und das Stubenmädchen sagte: „Auch darfst du dir nichts gefallen lassen. Amerika ist ein freies Land, wo wir genau so viel sind wie so eine Dollarkönigin. Das steht jeden Tag in der Zeitung. Und dann gibt es nicht genug Dienstmädchen. Daher muß uns die Herrschaft mit Glacéhandschuhen anfassen und darf nicht muckſen.“

Und darauf sagte wieder die Plätterin: „Sowie die Königin mit etwas unzufrieden ist, mußt du grob werden und sagen: „Madame, wenn Ihnen meine Arbeit nicht gefällt, suchen Sie

sich eine andere." Davor fürchtet sie sich, denn sie weiß, sie bekommt so leicht keine andere. Wenn sie mich schilt, versenge ich beim Plätten ihre Wäsche. Dann wird sie ganz zahm."

„Und ich," sagte das Stubenmädchen, „werfe ihr Geschirr entzwei. Dann wird sie butterweich."

Aschenputtel war ganz starr, als es solche Worte hörte. Es beschloß, nicht darauf zu achten und fleißig seine Arbeit zu tun. Aber die andern lachten es aus und verhöhnten es und nannten es eine dumme Gans. Das ärgerte Aschenputtel über die Maßen. Nach und nach, kaum daß es das merkte, wurde es wie die andern, und zuletzt war es völlig verdorben. Es war ihm ein rechtes Vergnügen, wenn es die Dollarkönigin ärgern konnte, indem es das Essen versalzte oder den Kaffeebeutel in Seifenwasser hängte, ehe es den Kaffee durchgoß. Auch kaufte es sich schöne Kleider und Hüte mit bunten Blumen und Federn darauf. Und an Sonntagen, oder wenn es in der Woche mit seiner Freundin Susie ausging, zog es sich einen seidenen Unterrock an, der überaus vornehm raschelte. Aschenputtel ließ sich sogar Visitenkarten drucken: Miß Maggie Katzenmayer. Und es sprach nicht mehr Deutsch, sondern nur noch das feinste Deutsch-Amerikanisch, zum Exempel: „Hurry up, Sarah, du mußt dich zum Zopper dreßen und den Table setten!" an-

statt: „Rasch, Sarah, du mußt dich zum Souper anziehen und den Tisch decken."

Mit der Zeit wurde aber Miß Katzenmayer immer ungebärdiger, und zuletzt war sie so ungezogen gegen die Königin Silverstone, daß diese eines Tags sie fortschicken mußte. Aber kaum daß es fort war, bekam es schon eine neue Stellung, wo es noch weniger arbeitete und daher noch mehr Geld erhielt.

Da begab es sich, daß der Dollarkönig Silverstone und die Königin sowie der jüngste Dollarprinz namens Sol für einige Zeit nach Europa reisten. Nur der Kronprinz Ike blieb daheim, um im Geschäft nach dem Rechten zu sehen. Kronprinz Ike war ein gar lustiger, junger Herr, der wußte, wie man sich auch im Sommer in New York die Zeit vertreiben kann. Er fuhr oft schon am Nachmittag nach Coney Island oder gar nach Rockaway Beach an der See, wo das gemeine Volk im Sommer sich zu vergnügen pflegt. Einmal, wie er so eines Abends in Coney Island höchst vergnügt umherwalzte, bemerkte er ein überaus schönes Mädchen unter den Wartenden. Seine großen, blauen Augen schienen zu fragen: will niemand mit mir tanzen? Ike ging zu ihm hin, verbeugte sich artig und fragte, ob es mit ihm tanzen wolle. Das schöne Mädchen erschrak und wurde ganz

rot, dann sagte es: „O ja, ich möchte schon einmal mit einem so feinen Herrn tanzen!“

Da tanzte er mit ihm, und wie er tanzte, sah er ihm tief in die blauen Augen und vermeinte, solche Augen habe er noch nie gesehen. Als der Tanz vorüber war, wollte er es zum Essen führen, aber es sprang davon, und er konnte es nicht wieder finden. Acht Tage darauf war Ike wieder in dem Tanzsaal am Meer, wo die Wogen sangen, und siehe da, das schöne Mädchen war auch wieder da. Und er tanzte mit ihm noch leidenschaftlicher als das erstemal und drückte es so recht innig an sein schönes Sommerhemde aus rosa Seide. Als der Tanz vorüber war, wollte er die Unbekannte festhalten, doch sprang sie abermals davon, und er hatte das Nachsehen. Acht Tage darauf traf er sie von neuem. Diesmal, so hatte er sich geschworen, mußte er erfahren, wer das schöne Mädchen sei, koste es, was es wolle. Er hatte einen Geheimpolizisten gemietet, der folgte dem schönen Mädchen heimlich, und nach zwei Tagen meldete er: „Herr Kronprinz, das schöne Mädchen heißt Miß Maggie Katzenmayer und ist Mädchen für nichts bei dem Dollarkönig Mac Garrity, der mit Ochsenfellen handelt. Sein Ausgehtag ist jeden Donnerstagnachmittag und Sonntagnachmittag.“

„Was?" rief der Kronprinz erstaunt. „Ein Mädchen dieses Namens hat ja früher bei uns gedient. Freilich — gesehen habe ich Maggie nur einmal. Daher erkannte ich sie nicht wieder!" Aber seine Liebe zu Maggie war bereits so groß, daß er gleich am nächsten Donnerstag hinging und ihr auflauerte. Da trat er auf sie zu und sagte: „Kennst du mich? Ich bin der junge Mann, der in Coney Island dreimal mit dir tanzte, ich weiß, wer du bist."

„Ach," sagte Maggie, „und ich weiß auch, daß du der Herr Ike bist. Ich hatte dich gleich erkannt, wollte mir's aber nicht merken lassen."

Da sagte Ike: „Wollen wir wieder nach Coney Island fahren, nach dem Tanzsaal?"

„Ach ja!" meinte Maggie. „Dahin wollte ich eben."

An diesem Abend aber, als sie genug getanzt hatten, gingen sie am Meer spazieren und horchten, wie die Wogen sangen, und sahen, wie der Mond eine weite, silberne Straße ins Meer hineinbaute.

„O mein Geliebter!" hauchte Aschenputtel, „diese silberne Straße hat der Mond für uns ins Meer hineingebaut. Wir wollen darauf hinwandeln, Hand in Hand, bis wir nach Europa kommen, in die Stadt, wo ich zu Hause bin."

„O meine Geliebte!" hauchte Ike, „bist du

von Sinnen? Wir wollen lieber in Amerika bleiben und recht vergnügt sein — das ist sicherer."

Nun fuhren sie, so oft sie konnten, miteinander nach Coney Island oder nach Manhattan Beach, und der Kronprinz Ike schenkte Maggie die herrlichsten Kleider und brachte ihr Schachteln voll auserlesener Süßigkeiten. Als der Sommer zu Ende ging und des Dollarkönigs Familie von Europa zurückkam, sagte Maggie: „O mein Geliebter, jetzt wollen wir heiraten!"

„Heiraten?" fragte Ike erstaunt. „Was denkst du? Ein Dollarkronprinz kann doch kein Aschenputtel heiraten!"

Da sagte Aschenputtel: „Sind wir nicht im Land der Gleichheit, wo einer so viel ist wie der andere?"

„Ach," meinte Ike, „das ist ja alles Mumpitz, wie die Gelehrten sich ausdrücken. Das reden die Reichen den Armen vor, damit sie die Armut nicht empfinden."

Da war Aschenputtel sehr traurig. Doch faßte es sich und sagte: „Dann gib mir wenigstens fünftausend Dollars, damit ich mich tröste."

Die gab ihr der Kronprinz Ike, denn er war sonst ein seelensguter Mensch. Und Aschenputtel heiratete einen braven Witwer ohne Kinder, der noch so gut war wie neu. Mit den fünftausend

Dollars kauften sie eine schöne Bäckerei, und da sie die kleinsten Brote in der Stadt buken und nach ehrwürdigem, amerikanischem Geschäftsprinzip gaunerten, wo sie konnten, so wurden sie schnell reich. Er hielt sich Pferd und Wagen, und sie behängte sich von oben bis unten und an allen Fingern mit Diamanten, und ihr bestes Zimmer hatte goldene Tapeten mit langen, grünen Wasserlilien darauf. Und ehe sie sichs versahen, waren sie in den vornehmen Gesangverein „Orpheus" aufgenommen, sprachen nur noch englisch, wie sich das in einem vornehmen deutschen Verein gehört, und wurden in der deutschen Zeitung zu den feinsten Leuten gerechnet.

Als das die böse Stiefmutter daheim sowie ihre drei Töchter hörten, die sämtlich ledig geblieben waren, rührte sie vor Aerger der Schlag, und sie starben. Der Bäckermeister und seine Frau aber lebten glücklich und zufrieden.



Katzen-Müller.

Durch die Katzen ist er zu einer Frau gekommen. Man sollte es nicht für möglich halten, daß jemand durch Katzen zu einer Frau kommen kann. Aber es ist so. Washington Lincoln Müller — diese pompösen Vornamen hatte ihm sein Vater Edward Müller als Erstgeborenen im Land der Freiheit gegeben — sagte eines Tages im Mai zu seinen Freunden: „Kinder, ich habe ein Haus gemietet!"

Die Freunde waren höchst erstaunt und fragten, ob er zu heiraten gedenke.

„So dumm!"

„Ja, was tun Sie denn als einzelner Mensch mit einem Haus? Es müßte denn sein, Sie haben tolle Streiche vor. So gelegentliche kleine Soupers, wozu wir natürlich eingeladen werden. Das wäre die einzige Erklärung, warum Sie ein Haus gemietet haben."

„Gott bewahre. Daran habe ich garnicht gedacht. Aber es ist eine gute Idee. Nein — ich

habe mir ein Haus genommen, um ruhiger leben zu können. Uebrigens wird mir mein Vetter, der Witwer, Gesellschaft leisten. Ich denke mir das famos, so für mich zu sein. Ueberdies naht der Sommer. Da werde ich als begeisterter Blumenliebhaber in dem kleinen Garten hinter dem Haus Blumen ziehen, mich an ihrem Duft und an ihren Farben erfreuen und am Abend alles mit einem langen Schlauch bespritzen. Ich stelle mir das ungemein unterhaltend vor. Auch ist es gut für die Nerven."

Die Freunde lachten. Das sah Müller ganz ähnlich. Er hatte immer etwas blödsinnige Einfälle. Müller hatte also wirklich ein Haus gemietet, ein kleines, zweistöckiges Haus aus grauem Sandstein, nahe der Lexingtonavenue, in angenehmer, ruhiger Nachbarschaft. Er richtete alles sehr hübsch und wohnlich ein. Eine biedere, deutsche Wirtschafterin führte den Haushalt. Als innen alles fertig war, wandte Müller seine ganze Aufmerksamkeit dem Gärtchen hinterm Haus zu. Er ließ den Zaun, der es zu beiden Seiten und nach hinten von den Nachbargärten trennte, schön weiß streichen. In der Mitte ließ er das Viereck aufgraben, frische Erde anfahren und Gras säen. An den Seiten und auf dem kleinen Beet hinten am Zaun ließ er alle möglichen Blumen pflanzen: Geranien,

Salvien, Petunien, Rosen, Cannas, Hortensien, Caladiums, die der Volksmund Elefantenohren nennt, und der Himmel weiß, was sonst. In die hinteren Ecken wurden Jasminbüsche gesetzt. Dort stand schon von früher her ein zierlicher Ailanthusbaum mit den langen palmenartigen Zweigen. Ueber dem Küchenfenster ließ er ein Dutzend Latten von der Wand nach dem Balken anbringen, der quer von rechts nach links auf dem Zaun lag. Auf den Latten zog er schnell wachsende Winden und gewann dadurch eine Art Laube in der Ecke vor der Küche. Dann kaufte er in einem der großen Warenhäuser einen gewaltigen Gartenschlauch, einen Spaten, eine Harke und eine Grasschneidemaschine und sagte: „Nun kann die Geschichte wachsen!"

Die Geschichte wuchs auch ganz entzückend. In kurzem entstand ein kleines Paradies von Farben, Duft und Sonnenschein, auf das die Nachbarn aus den Hinterfenstern mit Neid und Bewunderung blickten. In manchen regte sich der anthropomorphe Ostaffe, von dem wir abstammen, und sie machten Müller die Sache nach, sehr zum Vorteil des Gesamtbilds aller dieser kleinen Gärten innerhalb des Häuservierecks. Müller aber lustwandelte des Morgens schmunzelnd in seinem Gärtchen, versenkte seine Nase in alle Blüten wie ein naschhafter Schmetterling,

trat schnell ein halbes Dutzend Raupen tot und fuhr dann befriedigt in sein Geschäft. Am Abend, wenn er nach Haus kam, lustwandelte er abermals in seinem Gärtchen. Als es wärmer wurde, ließ er den Gartenschlauch anschrauben und spritzte Blumen und Büsche, bis sie troffen. Das war ihm ein Hauptvergnügen, das er niemand sonst überließ. Er tat das sehr würdevoll, sehr gründlich und mit großer Inbrunst. Wenn er so vor dem Rasenplatz stand, in Hemdsärmeln, ein rundes, schneeweißes Leinwandhütchen auf dem Kopf, eine Zigarre im Mund und in der rechten den sprühenden Gartenschlauch, so paßte er vollkommen in das ganze idyllische Bild hinein. Müller hatte dann etwas Unirdisches, er sah aus wie die freundliche, segenspendende Gottheit des Gartens. Seine Freunde kamen manchmal mit heran, nur um Müller spritzen zu sehen. Man photographierte ihn, machte Ansichtskarten daraus und schickte sie an Bekannte. Kasimir Berg, der Maler, beschloß, ihn zu malen und das Bild „Der Gartengott" zu nennen. Aber alle gaben zu, daß Müller sich ein köstliches Ruheplätzchen geschaffen hatte. Das gestanden sie ihm, so oft sie abends in der Laubenecke vor der Küche saßen, um einen runden Tisch herum, und sich an Bier oder Whisky mit Soda labten.

Doch wie keine Rose ohne Dornen ist, so hatte auch Müllers Gärtchen seinen Haken. Das waren die Katzen, die am Eingang dieser Geschichte erwähnten, etwas geheimnisvollen und unverständlichen Katzen. Sie werden sofort anfangen, verständlicher zu werden und eine große Rolle im Leben Washington Lincoln Müllers zu spielen. Wenn man etwas als recht überflüssig bezeichnen will, so sagt man: „Das hieße Eulen nach Athen tragen!" Was in Athen die Eulen waren, das sind in New York die Katzen. Es ist voll davon, schrecklich voll. Im Winter bemerkt man sie wenig, aber wenn es zum Sommer hingeht, erscheinen sie auf den Gartenzäunen innerhalb der Häusergevierte und veranstalten beim Mondschein ihre großen Sängerfeste, wo sie um Kaiserpreise und Aehnliches zu singen scheinen. So kommt's einem vor. Oder sie bringen einer Katzenvenus gefühlvolle Ständchen und suchen ihr Herz zu erweichen. Oder sie duellieren sich eines schönen Katzenfräuleins wegen, nachdem sie sich vorher eine Anzahl unangenehme Dinge gesagt haben. Das Schlimmste aber ist, sie bleiben nicht immer auf den Zäunen, sondern lassen ihren mannigfachen Gefühlen in den Gärten freien Lauf zum Schaden des Grases, das sie beschmutzen, und der Blumen, die sie zerbrechen. Auch Washington Lincoln Müller

mußte sehr bald diese unangenehme Erfahrung machen. Sein schöner, sammetweicher Grasplatz bekam kahle Flecke. Bald war eine Aster abgebrochen, bald eine Hortensie. Ach, und der Zaun! Wie sah dieser schneeweiße, schimmernde Zaun aus! Wo die Katzen daran herunterrutschten oder heraufsprangen, hatten sie mit ihren schmutzigen Pfoten lange, häßliche Streifen gemacht. Den überaus friedlichen Müller ergriff zuletzt eine wahre Berserkerwut auf diese gemeinen Gartenschänder. Er goß des Abends spät aus dem Baderaum neben seinem Schlafzimmer Töpfe voll heißen Wassers auf sie herunter, besonders auf die elenden Tenoristen, die auf dem Zaun saßen und ihre hohen C's an die Angebetete verschwendeten. Es half nichts. Er schmierte Fischleim auf den Zaun, und wenn eine Katze daran kleben blieb, kam er mit einem Stock und prügelte sie windelweich. Es half nichts. Er streute Baldrian unter die Büsche und tat Cayennepfeffer dazu. Und wenn die Katzen kamen, um sich an dem himmlischen Duft des Baldrians zu ergötzen, so geriet ihnen der Pfeffer in die Nase und sie niesten sich die Seele aus dem Leib. Es half nichts. Er besorgte sich Arsenik, tat es in eine Untertasse mit süßer Milch und stellte es Nachts in die Ecke unter der Laube. Es half nichts. Die Katzen hatten einige Tage einen

bösen Darmkatarrh und gräßliche Leibschmerzen. Dann erschienen sie von neuem, munterer denn je. Sie wurden noch schöner und fetter davon. Ihre Stimmen gewannen an Umfang und Wohllaut. Müller raufte sich zwei Haare aus. Mehr auszuraufen, wäre unerhörte Verschwendung mit dem kostbaren Material gewesen.

„Was soll ich machen?" fragte er verzweifelt seine Freunde. „Ich bitte Sie, was soll ich machen? O diese niederträchtigen Kreaturen!" Und er knirschte mit den Zähnen und rollte wild die schönen glänzenden Augen. Die Freunde meinten: „Ja, da gibt's nur ein Mittel, lieber Wash" — so kürzten sie Washington ab — „das wirklich hilft. Sie müssen die Katzen erschießen. Kaufen Sie sich eine sogenannte geräuschlose Flinte und schießen Sie auf die Katzen."

„Aber ich kann ja gar nicht schießen."

„O, das lernt sich schnell. Nur müssen Sie vorsichtig sein, daß Sie sich nicht erwischen lassen. Sie wissen, die alten Katzenweiber, denen die Katzen gehören, würden Sie vor Gericht schleppen, und der Richter würde Ihnen eine Geldstrafe auferlegen."

„Aber, zum Teufel, ich bin doch nicht verpflichtet, mir von nichtswürdigen, fremden Katzen meinen Garten ruinieren zu lassen. Zudem — viele dieser Katzen gehören Familien,

die aufs Land gezogen sind, ihr Haus zugeschlossen und die Katzen einfach ihren Nachbarn überlassen haben. Manche Katzen gehören überhaupt nicht hierher. Sie sind Strolche von irgendwo anders her."

„Tut nichts — das Gesetz bestraft Katzenmord."

„Schön — so werde ich zur Selbsthilfe greifen. Ich werde an den Katzen ein Lynchgericht vollziehen, aber ganz in der Stille, sehr schlau."

Also ging Müller hin und kaufte sich eine geräuschlose Flinte nebst Munition. Gleich in der ersten Nacht beschloß er, einen Versuch zu machen. Er begab sich in das Badezimmer neben seinem Schlafzimmer, schob das Fenster in die Höhe und machte die grünen Läden zu. Dann stellte er die beweglichen Latten an den Läden wagerecht, so daß er die Flinte hindurchstecken konnte. Das Badezimmer ließ er völlig dunkel. So konnte ihn niemand aus den Häusern gegenüber beobachten. Darauf holte er sich einen Stuhl und setzte sich ans Fenster. Draußen schien der Mond. Er konnte im Garten jeden Strauch und jede Blume erkennen. Müller verspürte eine seltsame kribbelnde Aufregung: die Aufregung des Jägers auf dem Anstand. Aber diese Aufregung hatte etwas Reizvolles. Ueberdies

— stand er nicht hoch über einem Jäger, verteidigte er nicht sein Eigentum gegen Vandalen?

Hier kam gerade einer von ihnen daher. Er spazierte auf dem langen Zaun in der Mitte, der die Gärten an der Rückseite voneinander trennte, bog dann auf den rechten Seitenzaun von Müllers Garten ab und rutschte ebenso geräuschlos wie elegant daran herunter. Müller kannte ihn. Er war der richtige Katzenstrolch, der kein Heim hatte: ein großer, dicker, häßlicher Kater mit einem frechen und gemeinen Gesicht, wie es Verbrecher haben. Ehemals war er weiß gewesen. Jetzt war er dunkelgrau, weil er nicht einmal mehr auf Reinlichkeit hielt. Der Strolch marschierte geradeswegs auf den Rasenplatz und nahm dort eine Position ein, die keinen Zweifel über seine ruchlosen Absichten ließ. Müller fühlte, wie ihn die Wut überkam. Oft genug schon hatte ihn die verbrecherische Hartnäckigkeit dieses Katers zur Verzweiflung gebracht. Jetzt war der Augenblick gekommen, der große Augenblick, wo er mit ihm abrechnen konnte. Leise schob er den Lauf seiner Flinte durch die Fensterlade, zielte sehr sorgfältig und drückte los. Der Kater rührte sich nicht. Er drückte abermals los. Der Kater nahm seine gewöhnliche Stellung ein, kratzte von allen Seiten im Gras und schritt befriedigt davon. Müller drückte zum drittenmal

los. Der Kater sprang auf den Zaun und zog gelassen weiter.

„Halunke! Strolch!“ fluchte Müller leise vor sich hin. Nun — kein Meister fällt vom Himmel. Und Uebung macht den Meister. Offenbar war er noch zu aufgeregt. Er wartete auf anderes Wild. Es kamen noch ihrer fünf in längeren Zwischenräumen. Zwei schienen beschlossen zu haben, einen Ehrenhandel in Müllers Garten zum Austrag zu bringen. Sie spuckten sich ins Gesicht, fluchten und ohrfeigten sich, wobei sie hin und her sprangen wie zwei Boxer und verschiedene Blumen knickten. Müller schoß wie ein Rasender. Einmal mußte er getroffen haben, denn der eine Boxer brach den Kampf ab, sauste auf den Zaun und verschwand. Der andere ergriff ebenfalls die Flucht.

Für diese Nacht ließ es Müller genug sein. Er zog sich in sein Schlafzimmer zurück und schlief ein wie der Krieger nach einer heißen Schlacht. Er träumte von sechs Katzen, die er erschossen hatte. Am nächsten Morgen entdeckte er Blutspuren auf dem Zaun. Also hatte er den einen von den Banditen wirklich getroffen. Von nun an wurde die Jagd auf Katzen bei ihm zur Leidenschaft. Er sagte Ausflüge und Gesellschaften ab, nur um nachts im dunklen Badezimmer zu sitzen und auf Katzen zu schießen. Er

erzählte von nichts wie von seiner Katzenjagd, gerade wie es die richtigen Nimrode tun. Und sehr bald beherrschte er auch das unverfälschte Jägerlatein, gerade so wie die Nimrode.

„Kinder, ich sage euch, wie ich das gelbe Ungeheuer erwischte, den großen Wagnersänger, wißt ihr, der jede Nacht sang: „Winterstürme wichen dem Wonnemond" — ja, das war eine Leistung. Erst schoß ich ihm das linke Ohr weg, dann das rechte und zuletzt, als er davonsauste, noch den Schwanz. Er ist nie wiedergekommen!"

Seine Freunde lachten unbändig und tauften ihn Katzen-Müller. Er nahm das gutmütig auf und schoß seine Katzen weiter. Es gelang ihm wirklich, sie dadurch von seinem Gärtchen fernzuhalten. Aber das war längst zur Nebensache bei ihm geworden. Das Katzenschießen überhaupt war ihm jetzt die Hauptsache. Es war sein liebster Zeitvertreib, sein Sport. Wie Alexander Mazedonien zu klein geworden war, so wurde Müller bald sein Garten zu klein. Sein Jagdrevier mußte größer sein. Wo ein Freund an zuviel Katzen litt, bot er sich als Katzentöter an. Wenn er nur in irgendeinem dunklen Badezimmer sitzen und auf Katzen schießen konnte, war er der glücklichste Mensch in ganz New York. Die alten Katzenweiber, denen

er die Lieblinge wegschoß oder anschoß, schwuren dem geheimnisvollen Katzenmörder fürchterliche Rache. Es war ein offenes Geheimnis, daß Katzen-Müller der Täter war. Aber wenn man ihm zu Leibe wollte, mußte man ihn bei der Tat ertappen. Und dazu war er zu schlau. An den Fenstern der Nachbarhäuser lagen sie ganze Nächte auf der Lauer, um ihn zu erwischen. Es nutzte nichts. Aber einmal wird auch der größte Schlaukopf zum Dummkopf — ein Kater, ein einziger, war noch schlauer als Müller: der ehemals weiße, dicke „Strolch“ mit dem frechen, gemeinen Verbrechergesicht. Ihn hatte er nicht zu erwischen vermocht. Er wartete, bis Müller zu Bett gegangen war, und verunzierte dann den Garten. Eines Nachts aber, als Müller bereits zwei Stunden vergeblich im Badezimmer gesessen hatte, kam der „Strolch“ wieder daher. Er wandelte auf dem hinteren Zaun des Nachbars entlang, sich unter allerlei überhängendem Gezweig hindurchdrückend. Müller öffnete die Fensterläden ein wenig und steckte die Flinte hindurch.

„Diesmal,“ sagte er, „bekommst du deinen Denkzettel, so wahr ich Washington Lincoln Müller heiße!“

Er rückte ein wenig seitwärts auf dem Stuhl, um bequemer sitzen zu können. Doch der Stuhl

kippte um, und Müller fiel krachend auf den Boden, gerade als er losdrückte. Er sprang sofort wieder auf, aber der „Strolch" war verschwunden. Mißmutig ging Müller zu Bett. Am nächsten Morgen in aller Frühe klingelte es. Es war der Nachbar von gegenüber, Herr Simpson, der aus kalifornischem Wein importierte Bordeauxweine machte. Simpson war sehr aufgeregt.

„Herr Müller," sagte er, „Sie haben mit Ihrer Katzenschießerei etwas Böses angerichtet. Sie haben meine Tochter Isabel getroffen, wie sie gerade in ihr Schlafzimmer trat, um zu Bett zu gehen. Zum Glück ist die Kugel nur in den Arm gedrungen. Wir werden Sie auf Schadenersatz verklagen. Wir können's gebrauchen."

Müller erschrak. Er erinnerte sich: die Flinte war losgegangen, als er letzte Nacht im Badezimmer vom Stuhl fiel. So erklärte sich das Unglück.

„Aber woher wissen — — —"

„Ach, machen Sie doch keine Umstände. Wir haben die Kugel und können feststellen, daß sie in Ihre Flinte paßt. Hier ist die Kugel. Sie haben die Flinte in Ihrem Zimmer im Schrank hängen. Ihr Freund Magnussen hat mir's ja

gesagt. Wollen wir hinaufgehen und nachsehen, ob die Kugel paßt?"

Müller war völlig geknickt. Er leugnete nicht länger, versprach für allen Schaden aufzukommen und Fräulein Isabel um Entschuldigung zu bitten. Zunächst besuchte er Fräulein Isabel. Dieses reizende junge Mädchen, das seine Entschuldigungen so freundlich aufnahm, hätte er um ein Haar erschossen! Gräßlicher Gedanke.

Er stammelte seine Entschuldigung und gab der Hoffnung Ausdruck, daß die Wunde nicht zu sehr schmerze.

„O nein!" erwiderte sie lächelnd. „Es ist nicht so schlimm. Sie brauchen sich das nicht so zu Herzen zu nehmen."

Müller war ganz hingerissen. Er liebte die Liebenswürdigkeit, zu der sich eine angenehme Ueppigkeit gesellte. Eins war ihm klar: die Schadenersatzklage durfte um keinen Preis anhängig gemacht werden. Schon wegen des Gelächters unter seinen Bekannten nicht. Er sagte das Simpson, als der am Nachmittag wieder bei Müller vorsprach.

„Schön!" erwiderte der tüchtige Geschäftsmann, „wieviel wollen Sie freiwillig zahlen?"

„Nichts!" erwiderte Müller. „Aber ich mache Ihnen einen Vorschlag. Ihre Tochter Isabel gefällt mir über die Maßen. Ich heirate sie,

und alles ist in Ordnung. Wie finden Sie den Vorschlag?“

Simpson lief Hals über Kopf zur ebenso üppigen wie liebenswürdigen Isabel.

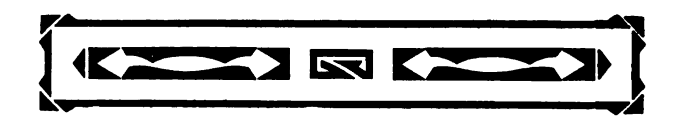
„Isabel,“ sagte er, „der Herr Washington Lincoln Müller will dich heiraten. Dafür klagen wir nicht auf Schadenersatz. Willst du ihn haben?“

„Aber sicher. So ein netter Mann mit einer guten Hosenträgerfabrik.“

Simpson lief zu Müller zurück.

„Sie nimmt Sie. Wir machen das schriftlich. Die Hochzeit muß innerhalb dreier Monate stattfinden.“

Und so geschah es. Und so ist einer durch die Katzen zu einer Frau gekommen. Welche sonderbaren Schleichpfade der Gott der Liebe manchmal wandelt!



Amenharkun und Hatuka.

Sehr merkwürdig, sehr aufregend, was da in den Zeitungen stand. Professor Brand, so las man, ein alter, gelehrter, deutscher Sonderling in Hoboken, war gestorben; ganz plötzlich. Ein Schlagfluß hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Er hatte in einem alten Hause in Hoboken gelebt, mutterseelenallein mit seiner alten, deutschen Wirtschafterin. Alles, was er besaß, hatte er der Wirtschafterin vermacht, darunter zwei ägyptische Mumien. Aber da sie nicht wußte, was sie mit den Mumien anfangen sollte, war sie nur zu froh, als Charles Vandermark, der reiche Warenhausbesitzer vom Broadway in New York, ihr die Mumien für 500 Dollar abkaufte, nebst allen Dokumenten und Schriftstücken der ägyptischen Regierung. An die Mumien knüpfte sich eine eigenartige Liebesgeschichte aus dem alten Aegypten. Was hatte es mit den Mumien auf sich? Warum hatte Vandermark sie gekauft? Man zerbrach sich die

Köpfe. Man war sehr neugierig. Und vier Tage später erschien abermals etwas Sensationelles über Vandermarks Mumienkauf in den Zeitungen. Es war die Geschichte von Amenharsun und Hatusa, der Holden. Sie stammte von dem verstorbenen Professor Brand und lautete wie folgt:

„Dies ist die Geschichte von Amenharsun und Hatusa, wie ich sie auf dem Papyrus fand, der in Amenharsuns innerem Sarge lag. Amenharsun war ein Befehlshaber im Heere des großen Königs Tirhaka. Er war so tapfer und zugleich so schön wie der Kriegsgott Menth. So geschickt war er mit dem Bogen, daß er von einem Dattelbaum auf große Entfernungen eine Dattel nach der anderen herabschoß. Und seine Streitaxt schlug durch Helm und Schild. Als der König Tirhaka den Assyrerkönig Sanherib besiegte, der gegen Aegypten herangezogen war, da dankte er es zumeist der Tapferkeit Amenharsuns. Der König pries ihn bei der Rückkehr über die Maßen und beschenkte ihn mit Kostbarkeiten ohne Zahl. Aber Amenharsun achtete es wenig. Er dachte nur an Hatusa, die Holde, die sein Weib werden wollte, wenn er heimkehrte. Sie war so zart und duftig wie eine Granatenblüte. Doch er fand sie nicht. Prinz Tahir hatte sie gesehen und war so von ihrer Schönheit bezaubert, daß

er sie mit List entführte und sie in sein Haus brachte in dem Garten am Nil, wo die drei Sykomoren über die Mauer ragten. Als dies Amenharsun hörte, war er sehr ergrimmt. Er fuhr in seinem Boot in der Nacht über den Nil, in den die göttliche Träne gefallen war, so daß das Wasser höher und höher stieg. Dann kletterte er über die Mauer des Gartens, wo die drei Sykomoren sind, und ging zum Hause des Prinzen Tahir. Hier fand er Hatusa, die Holde, die den Prinzen weinend beschwor, von ihr zu lassen, da sie Amenharsun gehöre. Doch er lachte und sagte, Amenharsun sei tot. Da nahm Amenharsun sein Schwert und tötete den Prinzen und noch drei seiner Diener, die herbeieilten. Darauf nahm er Hatusa und floh mit ihr zu den Priestern des Ramses-Tempels, wo er sich versteckte. Aber die Priester verrieten ihn den Verfolgern. Viele tötete er, doch da ihrer zu viele waren, bat ihn Hatusa, die Holde, sie zu töten und sich, damit sie nicht lebendig gefangen würden. Das tat Amenharsun. Der König aber befahl, daß Amenharsun und Hatusa mit großer Pracht beigesetzt würden in einer gemeinsamen Gruft, auf daß sie nie wieder getrennt werden konnten. Und so geschah es in der Totenstadt zu Abtu, die dem Osiris heilig ist." —

New York war entzückt. Welch ein reizen-

der Roman aus dem alten Aegypten! Welch eine leckere Sensation für die verwöhnten Gaumen! Und weiter? Wird Vandermark das sensationelle Liebespaar aus Aegypten für sich behalten? Wird man sie zu sehen bekommen? Jawohl — man wird sie zu sehen bekommen, ganz New York! Da war sie ja, die große Anzeige — wieder einige Tage später: Herr Charles Vandermark hat in diesen Tagen Tausende von Zuschriften erhalten, worin er bestürmt wurde, das eigenartige Liebespaar aus dem alten Aegypten, Amenharsun und Hatusa, dem Publikum zu zeigen. Herr Vandermark hat sich nur widerstrebend entschlossen, dem Wunsche Folge zu leisten, weil er sich sagte, daß eine Ausstellung von Mumien in einem Warenhause nicht recht am Platze sei. Seine Ansicht war es, die Mumien dem Museum zu übergeben, wohin sie gehören. Um aber seinen Freunden gefällig zu sein, wird er Amenharsun und Hatusa eine ganze Woche lang, beginnend am nächsten Montag, im 6. Stockwerk neben der japanischen Abteilung und der Abteilung für Teppiche in würdiger Weise ausstellen.

Dann folgten die üblichen Preisverzeichnisse der Waren in den einzelnen Verkaufsräumen.

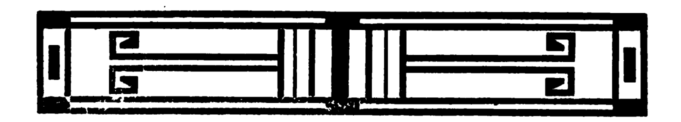
Und am Montag, während die Konkurrenten zähneknirschend durch die öden Räume

schritten und nach allen Himmelsrichtungen wegen ägyptischer Mumien telegraphierten, ergoß sich eine unabsehbare Menge in das Warenhaus von Charles Vandermark. Dort im 6. Stockwerk, zwischen den japanischen Waren und den orientalischen Teppichen, hatte Vandermark den Vorhof eines Tempels des Phtah errichten lassen, frei nach „Aida“, mit den bunten Lotossäulen und einer Kolossalfigur des Gottes im Hintergrunde. Vorn aber standen geöffnet die beiden inneren Sarkophage mit Amenharsun und Hatusa, daneben die reichverzierten farbigen Deckel in der Gestalt ruhender Aegypter, von denen nur die Hände sichtbar sind und die rotbraunen Gesichter mit den offenen, seltsam starren Mandelaugen. Verkäufer, als ehrwürdige altägyptische Priester gekleidet, sorgten dafür, daß die Menge in Bewegung blieb. Aus dem Hintergrunde klang gedämpft ein Harmonium-Potpourri aus „Aida“. Ein Plakat besagte, daß um 11 Uhr vormittags und um 4 Uhr nachmittags ein italienischer Sänger und eine italienische Sängerin einzelne Nummern aus „Aida“ vortragen würden, darunter die berühmte große Schlußszene aus dem Phtah-Tempel „Morir si pura e bella“. Ach, es war ganz eigen feierlich, packend, rührend. Ja, da waren sie nun: Amenharsun und Hatusa, die Holde,

die im Jahre 371 vor Christus im alten Aegypten so tragisch enden mußten, die im Tode vereint waren, noch immer. Diese zusammengeschrumpften beiden Körper, frei von allen Umhüllungen, die aussahen, als wären sie aus Ebenholz geschnitzt — das waren sie. Manches kühlen Yankeemägdleins Herz schlug heftiger, wie sie mit leisem Schauern auf die Gebeine blickte. Die Liebe! Im Jahre 371 vor Christus drunten im sonnigen Aegypten war sie die gleiche gewesen wie heute im lärmenden New York. Ein Blumenstrauß von zarter Hand fiel in Amenharsuns Sarg, eine Rose in Hatusas. Waren sie nicht allesamt Brüder und Schwestern in der Liebe? Und würde es nach aber zweitausend Jahren nicht immer noch dieselbe Geschichte sein von Amenharsun und Hatusa, von John und Maud, oder wie sie sonst hießen?

Und draußen, hinter dem Tempel des Phtah, standen reizende, junge Aegypterinnen mit eleganten Karten, die sie den Damen einhändigten. Darauf las man die Geschichte von Amenharsun und Hatusa nebst der Ankündigung, daß für diese Woche Weißzeug für Damen um die Hälfte billiger sei als sonst. Zwei Anzeigen an den beiden vordersten Lotossäulen verkündeten, daß in Porzellansachen und Damenhüten ein Ausverkauf zu Schleuderpreisen stattfinde.

Noch die ganze Woche knirschten die Konkurrenten mit den Zähnen. Dann rechnete Vandermark schmunzelnd den ungeheuren Ueberschuß an Verkäufen über jede andere Woche zusammen und meldete in einer neuen Zeitungsanzeige, daß er Amenharsun und Hatusa pietätvoll dem Museum überwiesen habe — auf daß sie nie wieder getrennt werden konnten, nach dem Willen des großen Königs Tirhaka, der den Assyrerkönig Sanherib schlug.



Der Mann mit dem springenden Mäuschen.

Eines sonnigen Nachmittags kam die überaus niedliche Viola Jansen aus Maillards französischer Konditorei heraus — Ecke der 24. Straße und Broadway. Ihr wißt schon. Sie hatte eine Portion Gefrorenes gegessen, halb Vanille, halb Erdbeer, und hinterher eine Tasse Schokolade mit Schlagsahne getrunken. Es hatte ihr prachtvoll geschmeckt. Also war sie in guter Stimmung, in sehr guter sogar. Sie raffte das rosaseidene Kleid nach vorne, so daß ein kleines Stückchen eines rotseidenen Strumpfes und eines runden Beinchens sichtbar wurde, und spazierte nun in dem Bewußtsein, auch von der Rückseite überaus niedlich auszusehen, den Broadway hinunter. Der gierigste Dollarjäger fand Zeit, sich nach ihr umzusehen und sich zu freuen. Ein Journalist und sein Freund, der kleine Doktor, die jeden Nachmittag am Broadway bummelten, freuten sich. Alte Lebemänner freuten sich. Droschkenkutscher auf ihren hohen Sitzen freuten

sich. Man sollte es nicht glauben, wie vielen männlichen Wesen so ein einziges hübsches Frauenzimmer Freude machen kann. Aber sie sah auch zu nett aus in dem rosa Kostüm und dem Strohhut mit rosa Besatz. Der lange Polizist an der 23. Straße, der wie ein Leuchtturm aus dem Gewimmel von Wagen, Pferden und Menschen herausragte, hielt sofort die ganze Geschichte mit einer gebieterischen Handbewegung an, als er Viola kommen sah. Dann faßte er sie am Arm und geleitete sie zwischen den Wagen hindurch über die Straße. So ungefähr muß Moses die Kinder Israel durch das rote Meer geführt haben. Es sah zu reizend aus, dieser baumlange Polizist mit der kleinen rosafarbigen Viola am Arm. Auch der Polizist freute sich natürlich.

„Ich danke Ihnen vielmals!“ sagte Viola, wie sie glücklich an der anderen Seite angekommen war.

„Nicht der Rede wert, Fräulein Jansen!“ sagte der baumlange Polizist und lächelte auf Viola herunter. Er kannte demnach Viola. Ja, wen kennt der baumlange Polizist an der 23. Straße überhaupt nicht? Nun gar Viola Jansen, die Soubrette vom Knickerbocker-Theater, deren Spezialität heitere und traurige Negerlieder sind und die in der neuen Burleske „Die Rose des Harems“ die Rolle der Tänzerin

Fatime spielt. Inzwischen spazierte Viola weiter, immer weiter. Sie blieb hier und da vor den Schaufenstern der großen Warenhäuser am Broadway stehen und besah die prächtigen Kleider und Hüte und Blusen und Strümpfe. Einmal, wie sie sich von einem Schaufenster abwandte, die Augen immer noch auf ein herrliches Spitzen-Korsett gerichtet, stieß sie gegen Etwas an.

„Hopsa!" sagte eine Männerstimme und eine große braune Männerhand griff rasch nach einem Mäuschen, das um ein Haar von einem Brett gefallen wäre.

„Oh — — Verzeihung!" sagte Viola erschrocken. Vor ihr stand ein überaus harmloser junger Mann, der um den Nacken einen Lederriemen trug. Daran hing eine offene Ledertasche, grade auf seinem Leib. In der Ledertasche hatte er zahllose graue Mäuschen, aber keine lebendigen. In der linken Hand hielt er ein kleines Brett und darauf stand aufrecht auf einer kleinen Drahtspirale eine Maus. Mit dem Finger der rechten Hand tupfte der junge Mann der Maus auf den Kopf und dann sprang sie das ganze Brett entlang bis vorn an die Kante. Das sah drollig aus, sehr drollig. Viola war stehen geblieben, sah sich das an und lächelte.

„Wieviel kostet so ein Mäuschen?" fragte sie den jungen Mann.

„Zehn Cents!“ sagte der überaus harmlose junge Mann. „Wünschen Sie eins zu kaufen?“ Er sprach das Englische mit einem Akzent, der den Deutschen verriet. Auch sah er aus wie ein Deutscher. Er hatte ein paar blaue Kinderaugen und ein bartloses, gebräuntes Gesicht mit einer merkwürdig kurzen Nase und einem langen Kinn. Der Strohhut, den er trug, war mehr grau als gelb vom Straßenstaub und mancher Regentropfen mußte schon darauf gefallen sein. Sein Anzug war schäbig, aber sauber.

„Sprechen Sie Deutsch?“ fragte Viola im Deutsch der Amerikanerinnen von deutscher Abkunft. Der Mann mit den springenden Mäuschen lachte über das ganze Gesicht.

„Ja wohl, gnädiges Fräulein,“ sagte er, „ich bin ein Deutscher.“

Der Ausdruck „gnädiges Fräulein“ belustigte sie über die Maßen.

„Sind Sie schon lange in diesem Lande?“

„Ein Jahr ungefähr.“

„Ist das so? Und Sie verkaufen viele Meise, tun Sie?“ Viola war ganz stolz auf ihr „tadelloses“ Deutsch. „Wie machen Sie die Meise springen?“

Er zeigte es ihr und sie tupfte mit dem Zeigefinger der weißbehandschuhten Rechten der

Maus auf den Kopf. Die Maus hüpfte gehorsam nach vorne.

„Sehr komisch!" sagte sie lachend. „Sie hat beinahe von das Brett gespringt. Ich nehme zuei Meise."

„Sehr wohl, gnädiges Fräulein!"

Er langte in die Tasche, packte zwei Mäuse in eine Papierdüte und händigte sie ihr ein. Viola bezahlte, raffte ihr Kleid wieder zusammen, nickte mit dem Kopf und schritt davon. Der überaus harmlose junge Mann sah ihr lächelnd nach, bis ihr rosa Kostüm in der Menge verschwand. Dann tupfte er dem Mäuschen auf dem Brett wieder auf den Kopf und ließ es springen. Tag für Tag stand er so am Broadway und ließ sein Mäuschen springen. Da an einem Vormittag erblickte er wiederum die reizende Unbekannte. Diesmal war sie von einer Freundin begleitet. Sie schritten auf ihn zu und kauften jede drei Mäuschen. Viola meinte, ihre drei Mäuse wären für die Kinder der Hausmeisterin. Aber sie könnte ihre Mäuse nicht mitnehmen. Ob er sie am Abend nach ihrer Wohnung bringen könnte. Das Fahrgeld würde sie ihm sofort bezahlen, selbstverständlich. Er willigte ein und sie gab ihm ihre Karte mit der Wohnung darauf. Am Abend machte er sich auf den Weg. Er nahm nicht die Straßenbahn, sondern ging zu Fuß, um das

Geld zu sparen. Viola Jansen wohnte in der Madison Avenue, nicht gar so weit vom Broadway, in einem Hause, das ihm unsagbar elegant erschien mit seinen Wänden aus poliertem Marmor und den roten Teppichen in der Halle und auf den Treppen. Ein Fahrstuhl, von einem Neger in grauer Uniform bedient, führte nach oben. Anfangs schien der Schwarze nicht geneigt, den jungen Mann nach oben zu lassen. Erst als dieser erklärte, er habe bei Fräulein Jansen etwas abzuliefern, schob ihn der Schwarze in den Fahrstuhl. Violas Wohnung lag im vierten Stockwerk.

„Grade zur Linken!" sagte der Schwarze, warf rasselnd die eiserne Gittertür zu, vor welcher der Aufzug gehalten hatte, und schoß wieder geräuschlos nach unten. Als der junge Mann auf den Knopf der elektrischen Klingel gedrückt hatte, öffnete eine Schwarze. Sie hatte ein feines weißes Schürzchen vor und ein feines weißes Häubchen auf. Sie ließ ihre schwarzen Augen unheimlich an dem jungen Deutschen herunter und wieder heraufrollen und sagte nichts als :„Nu—u—n!" Der kratzte sein bestes Englisch zusammen und sagte:

„Ich bin der Mann mit den springenden Mäuschen. Hier sind sie."

„Ah so — treten Sie hier ein."

Sie öffnete die Tür zu dem nächsten Zimmer. Es war das reizendste Zimmer, das er in seinem Leben gesehen hatte, mattblau. Bequem gepolsterte Lehnstühle standen darin und ein weicher Diwan mit bunten türkischen Kissen und daneben eine Palme und überall eine Menge Figuren und Figürchen, von denen die meisten weiblichen Geschlechts waren und nichts anhatten. In der Ecke stand ein aufgeschlagenes Piano und Noten auf dem Notenpult. Und es duftete überall nach Ylang-Ylang und aus irgend einem Zimmer weiter hinten klang gedämpft eine lustig trällernde weibliche Stimme, fein und glockenrein. Und inmitten all dieser Herrlichkeit stand er in seinem schäbigen Anzug und mit den ungeputzten staubigen Schuhen und dem ehemals gelben, verbogenen Strohhut. Er sah sich im Spiegel und fand sich äußerst unpassend, äußerst lächerlich.

„Oh, da sind Sie!" sagte eine Stimme hinter ihm. Es war die überaus niedliche Viola. Jetzt aber hatte sie ein schwarzes Seidenkleid an und eine etwas freche Bluse mit halben Aermeln aus rahmfarbiger Spitze auf rosa Seide gesetzt, so daß es aussah, als säße die Spitze gleich auf der Haut. Und sie trug einen Hut mit lauter Rosenknöpfen drauf. War sie grade gekommen oder wollte sie grade fortgehen?

„Hier sind die Mäuse, gnädiges Fräulein!“ sagte er, öffnete seine lederne Tasche und reichte ihr die Düte mit den Mäusen.

„Ich danke Ihnen. Aber setzen Sie sich einen Augenblick!“ Sie deutete auf einen Stuhl und drückte auf einen Knopf an der Wand.

„Sie trinken ein Glas Bier, tun Sie?“ fragte sie lächelnd. Er bejahte. Die Schwarze erschien.

„Mamie,“ sagte Viola, „bringen Sie eine Flasche Bier!“ Dann nahm sie auf dem Pianostuhl Platz, auf dem sie sich zunächst blitzschnell im Kreise drehte, um niedriger zu sitzen. Nun wollte sie wissen, wo er herkäme, warum er aus Deutschland fortgegangen wäre und was er in Amerika zu tun gedächte. Inzwischen erschien Mamie mit einem silbernen Brett und der Flasche Bier. Viola schenkte das Glas voll und reichte es ihm.

„Gesundheit!“ sagte sie lachend. „Das ist, was die Deitschen sagen, tun sie nich?“

„Ja, das tun sie!“ bestätigte er freundlich.

„Und was is Ihr Name?“ fragte sie weiter. Dieser überaus harmlose junge Mann war so drollig. Seine Harmlosigkeit reizte sie, denn sie war so unamerikanisch.

„Franz Steinberg.“

„Warum heißen Sie nich Fritz. Das ist so ein scheener Name, wissen Sie?“ Franz wünschte

im stillen, er hieße Fritz. Und immer fragte sie, immer mehr. Dann sagte sie ihm, sie müßte in's Theater. Ob er nicht auch Lust hätte, ins Theater zu gehen?

„Sehr große Lust, gnädiges Fräulein!" meinte Franz. Sie eilte ins Nebenzimmer, er hörte sie auf einem Schreibzeug herumklappern. Gleich darauf erschien sie wieder in der Tür.

„Wollen Sie mit Ihr bestes Mädchen gehen?" fragte sie lachend. Er wußte, daß sie das aus dem Englischen übersetzte und seinen Schatz meinte.

„Mit meinem Schatz?" fragte er. „Ich habe keinen Schatz."

„Oh, Sie haben kein Schatz? Denn also nur fir einen. Gut!" Und fort war sie wieder. Nach einigen Minuten kam sie zurück und händigte ihm ihre Karte ein. Er brauchte das nur an der Kasse abzugeben und man würde ihm einen Sitz daraufhin geben. Dann kaufte sie ihm noch zehn Mäuse ab, die sie für einen Ausflug von Schulkindern haben wollte, und verabschiedete ihn. Als Franz am nächsten Morgen in seinem ärmlichen Dachzimmer auf der ärmlichen Ostseite der Stadt erwachte, hatte er einen wunderbaren Traum gehabt: von einer schönen Prinzessin, die ihn, den armen Mäuseverkäufer, in ihr herrliches Schloß genommen und ihm sämtliche

Mäuse abgekauft und ihn dann zu einem köstlichen Mahl eingeladen hatte. Den nächsten Abend war er im Knickerbocker-Theater. Er hatte sich so fein wie möglich gemacht. Von seinem Sitz auf dem Balkon konnte er vortrefflich sehen. Als Viola auftrat, fühlte er sein Herz stürmisch klopfen. Sie gab eine türkische Tänzerin in Trikots. Darüber trug sie ein durchsichtiges schwarzes Kostüm mit goldenen Sternen besetzt.

„Ach, wie bezaubernd sie aussieht," dachte Franz, „noch hundertmal bezaubernder als sonst!" Nach ihrem Auftrittsliede klatschte er wie besessen in seine großen Hände, so daß seine alte Nachbarin ihn mißbilligend von der Seite ansah. Aber er sah nur Viola und wie sie sich lächelnd nach allen Seiten bedankte, schien es ihm, als ob sie einmal zu ihm hinaufgelächelt hätte. Von nun an ging ihm Viola nicht mehr aus dem Kopf. Er sagte sich zunächst, daß er sich für die Vorstellung noch eigens bedanken müsse, und er tat das in einem schönen Brief mit dem drolligsten Englisch. Als der Brief ankam, war grade Violas Freund Morton bei ihr, der ein Geschäft daraus machte, die Zeitungen mit Reklamenotizen über die Leute vom Theater zu versorgen. Sie schüttelten sich vor Lachen über den Brief.

„Geben Sie mir den Brief, Fräulein Jan-

sen!" bat Morton. „Ich veröffentliche ihn. Das gibt eine herrliche Reklame für Sie, eine herrliche Reklame."

„Ach!" sagte die überaus niedliche Viola, „dies ist zu geringfügig. Vielleicht schreibt er noch mehr. Ich werde ihm Spaßes halber antworten."

Sie beantwortete den Brief tatsächlich mit einigen nichtssagenden Worten, worin sie Franz für sein begeistertes Lob ihrer Leistung auf der Bühne dankte. Als der harmlose Franz diesen Brief erhielt, auf duftigem rosa Papier geschrieben, war er wie närrisch vor Freude. Es dauerte auch gar nicht lange, so erhielt Viola einen zweiten Brief. Darin teilte er ihr mit, daß er sich erlauben werde, ihr demnächst zwei weiße Mäuschen „zu Füßen zu legen", da er jetzt auch weiße Mäuschen verkaufe. Die weißen Mäuschen trafen auch einige Tage später richtig ein. Er hatte sie unten im Hause bei dem Schwarzen abgegeben, der den Fahrstuhl bediente. Auf diesen Brief erhielt er keine Antwort. So schrieb er in seiner großen Harmlosigkeit einen neuen Brief und fragte an, ob Viola seinen Brief und die beiden weißen Mäuschen richtig erhalten habe. Da sie ihm nicht geantwortet habe, so befürchte er, daß Brief und Mäuschen verloren gegangen seien. Er fügte hinzu, daß

ihn dies sehr beunruhige, daß er immerfort an sie denke und ihm nichts solche Freude bereiten werde, als sie wiedersehen zu dürfen. Auch hierauf kam keine Antwort. Das war dem harmlosen Franz unerklärlich und er dachte unablässig daran, wenn er tagsüber am Broadway stand und seine weiße Maus springen ließ. Dabei ließ er seine Augen unausgesetzt über die Menge schweifen, die an ihm vorüberzog. Vielleicht kam sie, um sich persönlich zu bedanken und ihm wieder einige Mäuse abzukaufen. Oder hatte sie ihn vergessen? Doch wohl kaum. Denn es kamen auffällig viele Damen und kauften ihm seine Mäuse ab. Eine von ihnen erwähnte dabei Viola und lachte. Also mußten es Freundinnen Violas sein, die von ihr geschickt waren.

Und eines Nachmittags stand dem Mann mit den springenden Mäuschen das Herz still. Viola kam daher, ganz wie früher, lächelnd, das Kleid graziös mit der Linken zusammengerafft. Und alles drehte sich wieder nach ihr um und freute sich. Und sie nickte ihm zu und rauschte vorüber. Der arme Franz war erst rot geworden, dann weiß wie ein Schimmel. Sie war nicht stehen geblieben. Am Ende tat sie es, wenn sie zurückkam. Eine Stunde verging nach der andern. Ununterbrochen tupfte er dem Mäuschen auf den Kopf und spähte den Broadway hin-

unter. Aber Viola kam nicht zurück. Um sechs Uhr packte er seine Mäuschen ein, klappte die Ledertasche zu und schlich nach Hause. Er beschloß, ihr einen eingeschriebenen Brief, einen recht lieben und netten Brief zu senden und noch zwei Mäuschen in ihrem Hause abzugeben. Das tat er. Und siehe da — — die Postquittung kam zurück und darunter stand ihr Name Viola Jansen als Empfangsbescheinigung. Diesmal mußte sie alles erhalten haben. Doch keine Antwort kam. Er war ganz verzweifelt. Nachdem er mehrere Tage gewartet hatte, machte er sich eines Nachts auf den Weg nach Violas Wohnung. Er wollte sie selber sprechen. Das war vielleicht das einfachste. Wie er in den Aufzug wollte, sagte ihm der Schwarze grinsend, Fräulein Jansen wäre nicht zu Hause. So zog Franz enttäuscht wieder ab. Eine halbe Stunde später klingelte Viola oben in ihrem Stockwerk nach dem Fahrstuhl. Der Fahrstuhl schoß in die Höhe.

„Fräulein Jansen," sagte der Schwarze und lachte von einem Ohr zum andern, als er sie in den Fahrstuhl ließ, „der Mann mit den springenden Mäuschen war wieder da. Aber ich habe gesagt, Sie wären nicht zu Hause."

„Das ist recht!" erwiderte Viola. „Dieser komische Mensch fängt an recht lästig zu werden."

Das half ihr aber wenig. Mit der Hart-

näckigkeit der Verliebten stand Franz jeden Abend gegenüber ihrem Hause in der Madison Avenue und wartete, bis sie mit ihrer schwarzen Dienerin aus dem Hause trat, um ins Theater zu gehen. Dann ging er hinterher. Wenn sie im Begriff war, durch den Bühneneingang nach der Garderobe zu gehen, stand Franz am Eingang und nahm den Hut ab. Wenn sie das Theater verließ, stand er wieder da und grüßte. Sie tat, als sähe sie ihn nicht. Das mochte er so vier bis fünfmal getan haben, als eines Abends kurz vor Beendigung der Vorstellung ein breitschulteriger Herr mit dickem roten Schnurrbart an ihn herantrat und ihm erklärte, daß er mit ihm zur Polizei kommen müßte. Fräulein Jansen habe sich über ihn beklagt, weil er sie unausgesetzt belästige. Franz war zu Tode erschrocken und folgte dem Geheimpolizisten willenlos. Er hatte das Gefühl, als wäre er berauscht gewesen und jemand hätte ihm einen Kübel eiskaltes Wasser über den Kopf gegossen, so daß er wieder zur Besinnung gekommen war. In der Polizeistation erklärte ihm der Kapitän sehr kühl, daß er ihn die Nacht über dabehalten müßte, um ihn am nächsten Morgen dem Richter vorzuführen. Franz verbrachte in dem engen muffigen Verschlag eine schlaflose, katzenjämmerliche Nacht. Er war nun völlig nüchtern und erkannte klar,

eine wie lächerliche Rolle er gespielt hatte. Zwar war er sich keines sonderlichen Unrechts bewußt, Nur bedrückte ihn die Schmach der Verhaftung und das Benehmen Violas. Dieser Schändlichkeit hatte er sie nicht für fähig gehalten. Wenn sie nichts von ihm wissen wollte, warum war sie so freundlich ihm gegenüber gewesen? Warum? Warum?

Als er am nächsten Morgen im Gericht erschien, fand er den Raum voll von fröhlichen Berichterstattern von den großen Zeitungen. Kurz darauf kam Viola ganz in Duft von Ylang-Ylang gehüllt, in Begleitung einer Anzahl Herren und Damen vom Theater, die alles als einen riesigen Ulk zu betrachten schienen. Der Richter, ein freundlicher alter Herr mit einer funkelnden Glatze und einem glatten, feisten Gesicht, eröffnete die Verhandlung, indem er Viola aufforderte, ihre Beschwerde vorzutragen. Und die überaus niedliche Viola, immer lächelnd, erzählte haarklein die Geschichte von dem überaus harmlosen jungen Mann mit den springenden Mäuschen. Hei wie die Berichterstatter die Bleistifte leckten, wie sie schmunzelnd die Hand übers Papier fliegen ließen, wie die Zeichner die überaus niedliche Viola und den Mann mit den springenden Mäuschen mit ihren Kameras abknipsten oder skizzierten. Und dann las sie

Franzens Briefe vor, einen nach dem andern, und alles schrie vor Lachen, so daß der Richter fortwährend mit dem Hammer auf sein Pult donnerte und Ruhe verlangte. Aber er selbst wischte sich die Lachtränen aus den Aeuglein. Franz schwindelte und er glaubte, er müßte in den Boden sinken. O diese falsche Viola, diese heimtückische Viola! Empörung und Scham kämpften in ihm. Dann wurde der schwarze Bediente des Fahrstuhls in Violas Hause aufgerufen, und zuletzt Franz. Er bekannte sich schuldig, mit leiser Stimme, ein Bild des Jammers. Dem Richter tat er leid.

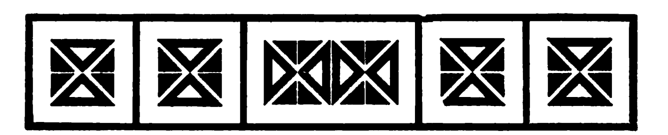
„Steinberg," sagte er zum Schluß, „ich will Sie nicht weiter strafen, denn mir scheint, Sie sind ein — — ein sehr harmloser junger Mann. Sie sind entlassen, aber unter der Bedingung, daß Sie diese Dame fernerhin nicht belästigen. Versprechen Sie das?" Franz versprach es und durfte gehen. Aber er eilte unaufhaltsam und ohne zu antworten davon. Draußen im Portal hörte er eine weibliche Stimme bemerken: „Das ist die großartigste Reklame, die Viola jemals gehabt hat. So'n Glück!" Und am Abend waren alle Zeitungen voll von Violas Abenteuer mit dem Mann mit den springenden Mäuschen.

Am nächsten Morgen erhielt Franz einen Brief. Darin lag nichts als ein Scheck über

hundert Dollars, ausgestellt von einem ihm völlig Unbekannten, namens Morton. Es war der Presseagent Violas. Am liebsten hätte er den Scheck nicht angenommen. Dann besann er sich eines Besseren und behielt ihn. Auch seine Absicht, nicht wieder nach dem Broadway zurückzukehren, gab er auf. Er nahm ruhig seinen alten Platz wieder ein. Seine Mäuschen gingen ab wie heiße Semmeln, denn er war nun eine Sehenswürdigkeit geworden.

„Das ist der junge Mann, der die famose Geschichte mit Viola Jansen gehabt hat!" sagten die Leute zueinander.

Aber Franz achtete nicht darauf. Er tupfte ruhig seinem Mäuschen auf den Kopf und ließ es springen. Er war nicht halb so harmlos mehr wie früher!



Samuelchen.

Vor noch gar nicht so langer Zeit lebte einmal in New York ein fröhliches, rundes, rosiges Männchen namens Samuel Finnegan. Wer ihn sah, glaubte sicher, er hätte das ewige Leben. Doch eines schönen Tages bekam das fröhliche Männchen die Lungenentzündung und mußte ins Bett. Da lag er nun ganz still und pfiff scheinbar auf dem letzten Loch. Seine Frau, die sehr schlanke Veronika, saß ganz traurig neben dem Bett auf einem Stuhl und sah immer vor sich nieder und seufzte, denn ihr Samuelchen hatte alle Fröhlichkeit verloren und alle Rundheit und alle Rosigkeit. Plötzlich bekam Samuelchen jedoch seine Fröhlichkeit wieder und machte: „Haha!" Die sehr schlanke Veronika fuhr zu Tode erschrocken in die Höhe und wandte sich nach dem Bette um.

„Ich bin nur neugierig," flüsterte der Kranke lächelnd, „in was für einen Tierleib meine Seele fahren wird, wenn ich abkratzen sollte." Denn

er glaubte an Seelenwanderung und allerhand spiritistischen Unsinn.

„Aber Samuelchen!“ meinte die sehr schlanke Veronika. „Wie kannst du nur an so etwas denken. In wenigen Tagen bist du wieder gesund und dann wirst du wieder so rund und rosig wie zuvor.“

Das waren die letzten Worte, die er von der schlanken Veronika vernahm. Denn das nächste Wesen, das zu ihm sprach, war kein Geringerer als St. Peter. Der stand an der Himmelspforte und sprach: „Guten Tag, mein lieber Herr Finnegan. Freut mich, daß Sie gekommen sind. Aber erst muß Ihre hochverehrte Seele ein bißchen wandern. Nur hier herein, bitte!“ Und er wies ihn freundlich in einen riesigen Saal, über dessen Tür stand: „Für Seelenwanderer“. Als er eintrat, umfing ihn rauschende Musik. Es fand gerade ein großes Sinfonie-Konzert unter Beethovens Leitung statt.

„Also es hat doch seine Richtigkeit mit der Seelenwanderung!“ sagte er sich triumphierend. Ein sanfter Engel, der Cecil Rhodes ähnlich sah, fragte ihn nach seinem ehemaligen Namen, Stand und Wohnort. Dann schlug er in einem riesigen Buche nach. „Hm, hm!“ sagte er. „Ruppiges Verhältnis mit der französischen Gou-

vernante für die Kinder — — das ist das Schlimmste von allem. Ein Jahr Seelenwanderung! Das Tier können Sie sich aussuchen."
Lange dachte Samuel nach. Dann kam ihm ein guter Einfall. Er wählte sich den Dachshund eines armen deutschen Schuhmachers im Norden von New York, den er kannte. Das wurde in dem Buche verzeichnet und siehe da — sofort fuhr Samuel in diesen Köter, der nicht recht wußte, wie ihm geschah. Er hatte nur plötzlich das Gefühl, als wäre er weit mehr als er früher gewesen war, gewissermaßen ein Ueberhund. Am nächsten Morgen aber, ganz in der Frühe, machte sich Samuel heimlich auf und davon. Sein Plan stand bereits fest. Er lief geradeswegs nach seinem Hause. Das war durchaus nicht so einfach, wie er sich's gedacht hatte. Zu seiner unangenehmen Ueberraschung entdeckte er ein ausgesprochenes Interesse für Straßenecken, Prellsteine und Laternenpfähle. Sehr lästig waren auch die Aufmerksamkeiten, die ihm von anderen Hunden erwiesen wurden. Dies gab ihm die fatale Gewißheit, daß er gar nicht, wie er geglaubt hatte, männlichen Geschlechts war, sondern weiblichen Geschlechts. Er, Samuel, weiblichen Geschlechts! Es traf ihn wie ein Donnerschlag. Seine Seele war in der Wahl einer neuen Behausung nicht vorsichtig genug gewesen. Doch

geschehen war geschehen. Er beschloß ein Charakterhund zu sein und die Folgen seiner Unvorsichtigkeit mit Würde zu tragen. So kam er vor seinem Hause an. Der Zufall wollte es, daß gerade der Fleischer am Kücheneingang klingelte, um das bestellte Fleisch abzuliefern. Er ließ die Tür offen, und Samuel schlüpfte hinein, von der Köchin unbemerkt. Rasch lief er die wohlbekannten Treppen hinauf. Im Kinderzimmer fand er Tim und Tom, seine beiden kleinen Söhne. Erfreut sprang er an ihnen in die Höhe und drückte durch heftiges Schweifwedeln sein Entzücken aus, sie wiederzusehen. Hierbei sah sich Samuel zum erstenmal im Spiegel und fand, daß er ein glattes Fell von dunkelbrauner Farbe hatte mit schwarzen Ohren, schwarzer Schwanzspitze und schwarzen, sehr krummen Füßen. Zuerst waren die Knaben über den fremden Hund ein wenig erschrocken. Da er jedoch eine so außerordentliche Liebenswürdigkeit entfaltete, so streichelten sie ihn und nannten ihn ein liebes Hündchen. Samuel war zu Mute, als hätte er Freudentränen vergießen können. In diesem Augenblicke kam Mademoiselle Liane ins Zimmer, die wundervolle französische Gouvernante, der Samuelchen so oft einen Kuß versetzt hatte.

„Mon dieu — un chien!“ rief sie entsetzt und

schrie laut auf, als Samuel schweifwedelnd an ihr emporsprang. Sie wollte wissen, wo „das Vieh" herkam. Tim und Tom konnten ihr keine Auskunft geben. „Und Flöhe hat er auch!" rief sie und streckte mit einem Schauder beide Hände abwehrend gegen Samuel aus. Samuel saß vor der Kommode und gebrauchte das linke Hinterbein, um sich damit kräftig zu kratzen. Dabei blickte er wehmütig von einem zum andern. Ja, auch Flöhe hatte er. Und er glaubte, es wären nur Gewissensbisse gewesen, als er die reizende Liane wiedersah.

„Er muß fort!" bestimmte Liane mit ungewöhnlicher Härte in der Stimme und kratzte sich heimlich das Bein.

„Ach, es ist ein so nettes Hündchen. Wir möchten ihn behalten!" riefen Tim und Tom wie aus einem Munde. Samuel hätte für sein Leben gern wieder eines seiner Hinterbeine in Bewegung gesetzt. Aber er verkniff es sich heldenhaft und bemühte sich, äußerst traurig auszusehen. Wenn man ihn davongejagt hätte, was dann?

Und abermals öffnete sich die Tür, und eine schwarze, weibliche Gestalt mit einem blassen, vergrämten Gesicht erschien auf der Schwelle.

„Veronika!" schluchzte Samuel im stillen

und sprang mit einem Freudengewinsel auf sie zu. Tim, Tom und Liane erklärten die Lage der Dinge.

„Nun gut!" sagte die sehr schlanke Veronika. „Wenn es euch solchen Spaß macht, so dürft ihr das Hündchen behalten — falls es nicht als vermißt in der Zeitung angezeigt wird." Samuel stieß ein Freudengeheul aus, sauste von einem zum andern und geberdete sich wie toll.

„Und die Flöhe?" fragte Liane mit einem Ausdruck des Ekels.

„Sehr einfach. Geben Sie ihm sofort ein Bad, Mademoiselle, und er ist sie los."

„Welch ein undelikater Auftrag, Madame!" sagte Liane. „Aber was tue ich nicht Ihnen zuliebe." Und zu Samuel gewendet, sagte sie: „Komm, Hündchen, komm!" und pfiff nach ihm. Samuel kam auch wirklich. Von der wundervoll molligen Liane gebadet zu werden — das schien ihm außerordentlich verlockend.

„Aber wie heißt denn das Hündchen?" fragte Tim.

„Nennen wir ihn Bob!" meinte Tom. „Während wir ihn baden, können wir ihn sogleich taufen."

Also zogen Liane und die Jungens mit Bob ins Badezimmer. Liane ließ die schneeweiße Badewanne voll Wasser laufen, halb kalt, halb

warm. Dann streifte sie die Aermel in die Höhe, so daß die herrlich weißen Arme sichtbar wurden, die Samuel so oft gekniffen hatte. Hierauf nahm sie Samuel beim Wickel und bearbeitete ihn mit Seife und Bürste. Ab und zu tauchte sie ihn völlig unters Wasser. Dann schrien Tim und Tom Hurra.

„Es ist eine Gemeinheit!" dachte sich Samuel und schnaufte zum Gotterbarmen. „Ja, wenn ich jetzt noch der wirkliche Samuel wäre und die dummen Bengels nicht da wären — ah!" und er glotzte Liane verliebt an.

„O Gott, o Gott!" rief Liane plötzlich mit komischer Erschrockenheit. „Wir können ihn ja nicht Bob nennen."

„Warum nicht?" fragte Tom.

„Weil er eine Dame ist!"

„Woher wissen Sie denn das, Fräulein?" fragte Tim. Liane schüttelte sich vor Lachen.

„Dummer Junge! Wozu habe ich denn ein Examen gemacht?" meinte sie. „Also da es eine Dame ist, wollen wir sie Stella nennen."

„Sind die Flöhe nun alle tot?" fragte Tim nach einer Weile.

„Ich hoffe es!" meinte Liane und hob Samuel aus der Badewanne. Das Wasser lief von seinem Schwanz herunter. Es sah sehr komisch aus.

Als die sehr schlanke Veronika hörte, daß der Dachs eine Dame sei, war es ihr gar nicht lieb. Aber es war ein so liebes Tierchen und gefiel den Kindern über die Maßen. Ueberdies wurde Stella nirgends als vermißt angezeigt. Also durfte Samuel bleiben. Samuel war der glücklichste Hund in ganz New York. Er führte ein Leben wie im Himmel. Er war wieder bei den Seinen und genoß dieses Glück in vollen Zügen — so weit ihm das die veränderten Verhältnisse erlaubten. Freilich war mit dieser Veränderung auch mancherlei Unangenehmes und Kränkendes verbunden. Man behandelte ihn sehr liebevoll, aber doch als Hund. Seine Söhne verlangten, daß der Vater im Park hinter dem Ball herlief, den sie warfen, und hetzten ihn auf die Eichkatzen, bis ihm die Zunge zum Halse hinaushing. Zu Hause trieben sie allerhand Unfug mit ihm. Er mußte durch einen Reifen springen. Oder sie banden ihm eine leere Blechbüchse, in der eingemachtes Obst gewesen war, an den Schwanz und wollten sich totlachen, wenn er damit verzweifelt die Treppen hinauf- und hinabrasselte. Das verletzte seine Würde. Denn obwohl er Stella hieß, verlor er niemals das Bewußtsein, der Mann der sehr schlanken Veronika und der Vater von Tim und Tom und der Freund der wundervoll molligen Liane zu sein. Auch sein

Verhältnis zu Marie, der dicken deutschen Köchin, ließ viel zu wünschen übrig. Samuel mußte vorläufig in der Küche schlafen. Da geschah es denn des öfteren, daß die Köchin des Morgens die Küche nicht in dem peinlich sauberen Zustand fand, in dem sie sie abends zuvor verlassen hatte. In solchem Falle bleute sie Samuel windelweich und warf ihn dann in den kleinen Gartenhof hinter der Küche. Samuel selber war untröstlich über diese so außerordentlich peinliche Unart. Denn niemand war reinlicher, als er es bei Lebzeiten gewesen war. Aber es schien, daß seine menschliche Seele über die Hundenatur nicht völlig Gewalt hatte. Das ergab einen Zwiespalt, der ihn verstimmte und einen Schatten auf sein sonst so sonniges Dasein warf. Wahrscheinlich war das die Strafe für seine Sünden von ehemals und die Läuterung, die ja doch schließlich in dieser Seelenwanderung für ihn liegen sollte. Gewiß, es war eine Strafe, daß er, der frühere Hausherr, von der Köchin Prügel bekam, daß sie ihn einen „Schweinehund" nannte und auf den Gartenhof hinauswarf. Um sich wenigstens etwas nützlich zu machen, fiel er über die fremden Katzen her, die in den Gartenhof kamen und den Wohlgeruch der Blumenbeete beeinträchtigten. So versuchte er seine eigene Unreinlichkeit durch die Verhinderung der gleichen Be-

tätigung seitens der Katzen wieder gut zu machen.

Ueberdies blieb ihm doch immer der eine Trost, daß er bei Frau und Kindern war, von der molligen Liane gar nicht zu sprechen. Ihnen zuliebe steckte er manches ein. Er war zufrieden, wenn ihn seine Frau gelegentlich auf den Schoß nahm, die Kinder mit ihm spielten und Liane ihn streichelte. Konnte er einem von ihnen gar einmal das Gesicht lecken, was er mit einer Art heimtückischer Rapidität bewerkstelligte, so war er selig. Nur Liane liebte das nicht. „C'est dégoûtant," sagte sie, „son nez froid!" Auch das Wiedersehen mit den teuren Freunden und Bekannten, die gelegentlich zum Besuch kamen, machte ihm Freude. Vollends glücklich war er, wenn sie allerlei Rühmendes vom seligen Samuel zu sagen hatten oder ihm ein Stück Zucker in den Mund steckten, für das er „schön zu machen" hatte. So lebte er höchst angenehm dahin. Monat um Monat. Leider blieb das nicht so. Sein Freund Charlie, der Pianos machte, erschien immer häufiger des Abends bei der sehr schlanken Veronika und brachte immer Rosen mit. Noch verdächtiger war seine Liebenswürdigkeit gegen ihn, Samuel. Er nahm ihn auf den Schoß und nannte ihn das netteste Hündchen, das er je gesehen habe. Und eines Sonn-

tags, am Nachmittag, erklärte Charlie der sehr schlanken Veronika seine Liebe. Und sie sagte Ja und sank an die breite Brust des Mannes, der Pianos machte und dabei reich geworden war. Samuel, der zugegen war, konnte sich nicht halten. Er heulte laut auf. Charlie und die sehr schlanke Veronika brachen in ein schallendes Gelächter aus.

„Als ob er protestierte!“ meinte Charlie und lachte von neuem los.

„Ich glaube, Stella muß auf den Hof!“ meinte die sehr schlanke Veronika, öffnete die Tür und warf Samuel hinaus. Ganz geknickt schlich er die Treppe hinunter ins Eßzimmer. Hier fand er die wundervoll mollige Liane. Er sprang auf ihren Schoß und machte sich's dort bequem. Das war Balsam auf sein wundes Herz, aber nur vorübergehend. Die Tatsache, daß seine Frau ihn so bald ersetzen konnte, fraß an ihm. Da man ihn nicht mehr ins Zimmer ließ, wenn Charlie und die sehr schlanke Veronika allein waren, so horchte er, von Eifersucht gepeinigt, an der Tür. Allemal, wenn er drinnen einen Seufzer oder ein schmatzendes Geräusch vernahm, gab es ihm einen Stich ins Herz. Das Glück des Zukünftigen verursachte dem Vergangenen Höllenpein. Er merkte, wie er immer Vergangener wurde und der andere aus der Zukunft

immer mehr in die Gegenwart rückte. Schändlich! Vor lauter Kummer wurde er immer unreinlicher. Auch Flöhe legte er sich wieder an.

„Es ist nicht mehr zum Aushalten mit dem Luder!" meinte die Köchin und trat ihm gegen das Hinterteil.

„Mir das! Mir das!" dachte Samuel und sauste heulend in den Gartenhof. Meine Prüfungen scheinen jetzt erst zu beginnen."

Sie begannen tatsächlich jetzt erst. Charlie hatte eines Tages behauptet, es sei eigentlich schade, daß Stella als rassereine Dächsin keine Nachkommen habe. Ein Freund von ihm habe einen rassereinen Dachs und wünsche sich so gern kleine Dachse. Als Samuel das hörte, wurden seine Beine vor Schreck noch krummer, als sie schon waren. Das fehlte noch. Er, Samuel, sollte als Stella Junge bekommen. Das war ja der Gipfel alles Blödsinnigen. Da mußte er einen Strich durchziehen. Und er zog ihn. Blutenden Herzens schlich er sich noch am selben Abend aus seinem Hause und lief davon, schnurstracks zum Hudsonflusse. Am Ufer angekommen, stürzte er sich ins Wasser. Huh – war das kalt, eiskalt!

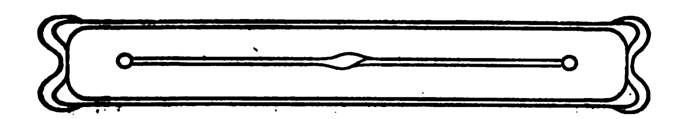
„Tut's dir wohl, Samuelchen?" fragte eine zärtliche weibliche Stimme. Es war die Stimme

der sehr schlanken Veronika, die ihm einen frischen Eisbeutel auflegte.

„Wo bin ich?" fragte er erschrocken.

„In deinem Bett, Samuelchen — wo sonst!"

„Ach — also doch nicht!" murmelte Samuel. „Gott sei Dank!" Dann fielen ihm wieder die Augen zu, und er schlief ein. Es war der Schlaf der Genesung.



Klapperschlangen-Tim als Weihnachtsmann.

Vor langen, langen Jahren lebte einmal ein rechtschaffener Bandit, der wohnte in einem einsamen roten Häuschen, nicht weit von Dingmans Ferry in Colorado, mitten in der Bergwildnis, wo der See Kickapoo ist. Sein Name war Tim Boyd. Oft war er wochenlang von Hause fort, wie das sein Geschäft so mit sich brachte. Denn Tim war das Haupt einer Räuberbande, die Eisenbahnzüge und Banken in kleinen Städten ausraubte, nach althergebrachtem Banditenmuster. Nur machte er das viel feiner, als der gewöhnliche Bandit. Wenn er einen Eisenbahnwagen plünderte, so erschien er in dem Gang, der mitten durch den Eisenbahnwagen führt, in der Rechten den schußbereiten sechsläufigen Revolver; sein Freund Sommersprossen-Charlie blieb an der Tür und deckte ihm mit zwei Sechsläufern den Rücken. Alsdann brüllte Tim nicht etwa grob und unge-

schlacht: „Hände hoch!", sondern er nahm seinen Schlapphut mit der Linken ab und sagte mit freundlichem Lächeln: „Guten Tag, meine Damen und Herren. Mein Name ist Klapperschlangen-Tim. Würden Sie die Güte haben, beide Hände hochzuhalten?" Sobald alles erschrocken die Hände hochhielt, sagte er: „Ich danke Ihnen vielmals. Sie gestatten wohl, daß ich nun Ihre Taschen durchsuche und dem einen für mehr, dem andern für weniger sein Leben versichere; denn in Wahrheit bin ich nichts als eine Art Lebensversicherungsagent." Das war sein ständiger Witz, wenn er den Leuten die Taschen ausräumte und sie dafür am Leben ließ. Er betrachtete das wirklich als ein ganz anständiges Geschäft. Daher sprach er von seinem Freunde Sommersprossen-Charlie, in den er unbedingtes Vertrauen setzte, stets als von seinem Partner. Aehnlich verfuhr er, wenn er eine Bank ausraubte.

Immer war er liebenswürdig und höflich, selbst in den gefährlichsten Lagen. Eines Tages hatte ein Eisenbahnpassagier hinterrücks auf ihn geschossen. Die Kugel ging dicht am Ohr vorbei. „Entschuldigen Sie gütigst!" sagte Klapperschlangen-Tim und schoß ihn tot. Als einmal Passagiere, die er ausgeraubt hatte, über ihr Erlebnis in der nächsten großen Stadt von einem

Reporter ausgefragt wurden, meinte einer von ihnen allen Ernstes: Es sei geradezu ein Vergnügen gewesen, eben wegen Tims ausgesuchter Höflichkeit. Und eine junge Dame, gegen die er besonders nett gewesen war, gestand, er sei ein liebes süßes Banditchen. Tim war erst sechsunddreißig Jahre alt, von mittlerer Figur, so schlank wie ein Kirchenlicht und hatte ein blasses schmales Gesicht, darin zwei schwarze Augen funkelten. Auch der Schnurrbart war schwarz und die langen Haare, die unter dem Schlapphut bis auf die Schultern fielen, waren ebenfalls schwarz. Ihr wißt, so einer gefällt den Weibern über die Maßen, nun gar, wenn er noch von Beruf ein Räuber ist. Das ist doch etwas anderes als so ein langweiliger Börsenmakler oder Kohlenhändler oder Essigfabrikant. Wenn Klapperschlangen-Tim daheim war, so widmete er sich völlig der Erholung. Sein liebstes Vergnügen war es dann, auf Klapperschlangen Jagd zu machen. Daher hatte er bei seinen Freunden den Spitznamen Klapperschlangen-Tim. Um ein Haar hätte ich vergessen, euch das zu erzählen. In seiner guten Stube hingen alle Wände voll von den Häuten der Klapperschlangen, die er erlegt hatte, eine neben der anderen. Und wenn der Sturmwind im Herbst das alte Haus schüttelte, wie der junge Hund einen alten Stiefel,

so rasselten die Klapperschlangenschwänze, als ob tausend wütige Klapperschlangen im Hause wären. Dann freute sich Tim, der im Schaukelstuhl neben dem offenen Kamin saß, und blies behaglich den Rauch aus seinem kleinen Maiskolbenpfeifchen und erzählte seinem Söhnchen Teddy allerlei Geschichten von den wütigen Klapperschlangen.

Teddy war das einzige Kind aus Tims Ehe mit einer rauhen Farmerstochter aus Dakota. Sie war gestorben, kurz nachdem Teddy zur Welt gekommen war. Die alte, knochige Tante Tulipine, die eine große silberne Brille trug und den ganzen Tag dünnen Kaffee trank, hatte ihren Platz eingenommen und erzog Teddy. Tim liebte seinen Sohn abgöttisch. Er war ein liebreizender Knabe, gesund und stark. Tims sehnlichster Wunsch war es, aus Teddy einen tüchtigen Banditen zu machen, der noch tüchtiger wäre als der Vater und dereinst das Geschäft des Vaters weiterführen und zu noch größerem Ansehen bringen sollte. Aber ach — Teddy zeigte so gar keine Neigung zu dem schönen Berufe seines Vaters, obwohl ihm die Natur die herrlichsten Anlagen dazu mit auf den Weg gegeben hatte. Er schwamm wie ein Biber, kletterte wie ein Affe, ritt wie ein Indianer und mit dem Revolver wußte er umzugehen, wie der Vater selber. Die

Büchse war ihm noch zu schwer, denn Teddy war erst acht Jahre alt. Dabei fürchtete er sich vor nichts. Klapperschlangen schlug er mit dem Knüttel tot und bereits hatte er mit dem Revolver eine Wildkatze getötet. Dagegen, wenn er ein Buch erwischen konnte, war er glückselig und vergaß darüber alles andere. Das Lesen hatte ihm die alte Tante Tulipine beigebracht. Eines Morgens, wie er so saß und las, war ein Handlungsreisender am Hause vorbeigeritten und Teddy hatte ihn ruhig vorübergelassen, ohne ihn auszuplündern. Als Klapperschlangen-Tim bei seiner Rückkehr von einem Beutezuge davon hörte, war er untröstlich und rief einmal über das andere:

„Oh Teddy — du wirst es niemals zu etwas bringen!"

Nun war es so gegen Weihnachten und der Schnee lag so hoch, daß das Haus fast darunter begraben war. Teddy hatte wieder von der Tante Tulipine ein altes Buch erhalten mit allerhand wundersamen Geschichten und Bildern. Eine davon handelte von Santa Claus, dem Weihnachtsmann. Das war ein gar wundersamer Herr. Er hatte einen großen Pelz an und eine Pelzkappe auf dem Kopf und Pelzstiefel an den Füßen. Sein Bart war lang und schneeweiß und er fuhr zu Weihnachten vom Nordpol auf einem

Schlitten, der mit zwölf weißen Hirschen bespannt war, über die ganze Welt, um die Kinder zu beschenken. Das machte er auf eigene Weise. Er hatte einen großen Sack auf dem Rücken mit den herrlichsten Sachen: Konfekt und Violinen und Trompeten und Kanonen und Soldaten, kleine Eisenbahnen, die im Zimmer herumlaufen, und kleine Dampfschiffe, die in einer Schüssel mit Wasser oder im Bach herumfahren, und Bilderbücher und kleine Schafe, die blöken, und tausend andere Sachen. Damit kam er in der Nacht vor Weihnachten durch den Schornstein und den Kamin in das Zimmer zu den Kindern. Am Kamin mußten die Kinder ihre Strümpfe aufhängen. Dahinein stopfte er dann all die schönen Sachen und verschwand wieder, um ins Nachbarhaus zu gehen. Wie Teddy das gelesen hatte, war er ganz aufgeregt und sagte zur alten knochigen Tante Tulipine:

„Tante – ist das alles wahr von dem Santa Claus?"

Darauf nahm die alte knochige Tante Tulipine einen Schluck dünnen Kaffee und sagte lächelnd:

„Wenn es in dem Buch steht, muß es wohl wahr sein. Was in den Büchern steht, ist immer wahr."

Darauf sagte Teddy:

„Aber warum ist Santa Claus nie zu mir gekommen, Tante Tulipine?"

Darauf sagte die Tante:

„Du warst wohl noch zu jung für ihn. Oder du warst nicht artig genug. Oder Santa Claus hat den Weg nicht gefunden, weil wir so tief in den Bergen wohnen."

Darauf sagte Teddy:

„Tante, war Santa Claus einmal in Dingmans Ferry?"

„Jawohl," sagte die Tante und nahm wieder einen Schluck dünnen Kaffee.

„So werde ich ihm einen Brief schreiben!" sagte Teddy ernst, „daß er auch zu mir kommt. Willst du den Brief mitnehmen, wenn du nach Dingmans Ferry fährst?"

Darauf sagte die Tante Tulipine:

„Das will ich wohl tun. Aber du mußt erst mit dem Vater sprechen, wenn er nach Hause kommt."

Teddy konnte kaum erwarten, bis der Vater nach Hause kam. Als Klapperschlangen-Tim sich's im Klapperschlangen-Zimmer bequem gemacht hatte, trug ihm Teddy die Sache mit dem Santa Claus vor.

„Ja," sagte Klapperschlangen-Tim und zündete sich sein Maiskolbenpfeifchen an, „ich

habe gehört, daß es so etwas gibt und wenn du willst, kannst du ja an ihn schreiben. Den Brief will ich selber mitnehmen, um der Tante den Weg zu sparen." Dabei blinzelte er die Tante Tulipine, die daneben stand, pfiffig an, als ob er sagen wollte: „Das gibt einen Heidenspaß für mich."

Sofort setzte sich Teddy hin und verfaßte mit vieler Mühe und mit vielen orthographischen Fehlern einen ausführlichen Brief an Santa Claus, der lautete:

„Mein lieber Santa Claus. Ich habe gelesen, daß du zu Weihnachten alle Kinder besuchst und ihnen etwas schenkst. Ich möchte dich sehr bitten, diese Weihnachten auch zu mir zu kommen. Ich wohne in den Bergen, zwanzig Meilen von Dingmans Ferry in dem kleinen roten Haus nicht weit vom See Kickapoo. Es liegt viel Schnee auf den Wegen, aber da du in einem Schlitten fährst mit zwölf weißen Hirschen, wirst du leicht zu mir kommen können. Bitte bringe mir eine kleine Eisenbahn, die im Zimmer herumläuft, und ein kleines Dampfschiff, das in einer Schüssel mit Wasser oder im Bach herumfährt, und kleine Schafe, die blöken, und Bilderbücher. Ich werde die großen langen Strümpfe von Tante Tulipine am Kamin aufhängen, weil da mehr hineingeht. Es grüßt dich

dein dich liebender Teddy Boyd." Dann kam eine Nachschrift:

„Du kannst auch eine Violine mitbringen und eine Trompete. Wenn du nicht durch den Schornstein kannst, komme durch die Tür, ich werde sie offen lassen."

Diesen Brief gab er dem Vater. Der las ihn sehr ernsthaft und steckte ihn in die Tasche und sagte, er werde ihn gleich am nächsten Tage nach Dingmans Ferry nehmen. Dann kam die Tante Tulipine und er gab ihr den Brief auch zu lesen, und dann lachte er, daß die trockenen Klapperschlangenhäute an den Wänden rasselten. Aber eins stand bei ihm fest. Sein lieber Junge sollte einmal ein Weihnachtsfest haben, wie die Kinder in der großen Stadt. Ja sogar einen Weihnachtsbaum mit brennenden Lichtern sollte die Tante Tulipine herrichten. Wozu war er der wohlhabende Bandit Klapperschlangen-Tim? Und hatte er nicht kürzlich erst den Magnolia-Expreß in Wyoming in der Nacht angehalten und auf sein Teil dabei fünfhundert Dollars an Lebensversicherungen verdient?

So machte sich Klapperschlangen-Tim auf den Weg. Er reiste viele viele Meilen, bis er zu einer großen Stadt kam. Dort kaufte er alles, was sich Teddy gewünscht hatte und ließ es sich säuberlich verpacken. Auch kaufte er sich

Watte, um sich einen weißen Bart daraus zu machen, denn er wollte ein recht natürlicher Santa Claus sein. Zugleich ließ er sich von einem Schreiber einen Brief von Santa Claus an Teddy aufsetzen, worin Santa Claus ihm anzeigte, daß er seinen Brief erhalten habe und gern bei Teddy vorsprechen wolle. Dann reiste er mit seinem Pack nach Hause. In Dingmans Ferry erwartete ihn schon Tante Tulipine mit dem Schlitten und ritsch! ratsch! ging es im Fluge in die Berge nach Hause. Dort gab Klapperschlangen-Tim vor allem Teddy den Brief von Santa Claus. Ihr könnt euch denken, wie glücklich Teddy darüber war. Es waren noch vier Tage bis Weihnachten und immer mehr Schnee fiel vom Himmel. Teddy zählte die Stunden. Von Tante Tulipine ließ er sich die längsten Strümpfe geben, die sie hatte, und hängte sie am Kamin auf. Von seinen eigenen Strümpfen hängte er auch noch ein Paar daneben. So harrte er erwartungsvoll der Nacht vor Weihnachten. Sie kam. Es mochte so gegen 11 Uhr sein, da gab es ein unheimliches Gepolter im Kamin, der in Teddys Zimmer mündete. Steine schienen herabzurollen und im Kamin aufzuschlagen. Es hörte sich an, als ob jemand durch den Kamin rutschte. Das war Klapperschlangen-Tim, der die Steine durch den Kamin im oberen

Stockwerk herabwarf. Er selbst freilich konnte nicht durch den Rauchfang herunterrutschen. Aber Teddy sollte glauben, Santa Claus käme durch den Kamin. Dann ergriff er seinen Sack, schlich behende die Treppe hinab, stieß unhörbar Teddys Tür auf und trat ins dunkle Zimmer.

„Teddy Boyd," fragte er mit verstellter Stimme aus dem Dunkel heraus, „bist du immer ein braver Sohn gewesen?"

„Sehr brav, oft viel zu brav!" antwortete Teddy. Seine Stimme klang fest. Er fürchtete sich auch jetzt nicht. Das bemerkte Klapperschlangen-Tim mit Freude.

„Gut!" sagte Santa Claus. „So sollst du belohnt werden!" Er zündete ein Licht an. Wahrhaftig — es war Santa Claus, wie er im Buche abgebildet war: die Pelzmütze, der lange weiße Bart, der große Sack auf dem Rücken — alles war da. Und nun stellte er den Sack auf den Boden und holte daraus lauter Wunderdinge hervor: Konfekt und Bilderbücher und eine Violine und eine Trompete und kleine Schafe und steckte alles in die Strümpfe. Teddy beobachtete ihn unter der Bettdecke genau. Aber wo war die kleine Eisenbahn, die auf dem Boden herumläuft, und das kleine Dampfboot, das in einer Schüssel mit Wasser oder auf dem Bach herumfährt? Schon machte Santa Claus Miene,

den Sack wieder auf die Schulter zu nehmen, obwohl er noch keineswegs leer war, als er plötzlich beim matten Schein der Kerze zwei gewaltige Revolver funkeln sah. Sie waren auf ihn gerichtet. Gleich darauf gebot Teddy:

„Hände hoch!“

Und wahrhaftig — unwillkürlich fuhren Klapperschlangen-Tim bei dem vertrauten Banditengebot beide Hände in die Höhe.

„So ist's gut!“ sagte Teddy befriedigt. „Santa Claus, wo ist die kleine Eisenbahn, die auf dem Boden herumläuft, und das kleine Dampfboot, das in der Schüssel mit Wasser oder auf dem Bach herumfährt?“

„Im Sack!“ versetzte Santa Claus. „Ich wollte sie dir im Klapperschlangenzimmer auf den Tisch legen neben dem grünen Weihnachtsbaum, für morgen früh.“

„Oh, das kann jeder sagen!“ meinte Teddy spöttisch. „Der Sack bleibt hier. Es sind gewiß noch viele schöne Sachen drin.“

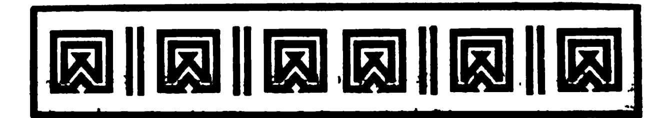
„Aber andere Kinder wollen auch etwas haben,“ erwiderte Santa Claus.

„Der Sack bleibt hier!“ wiederholte Teddy unerschütterlich. „Und du kannst gehen und vergiß ja nicht, die Hände hoch zu halten.“

Und rückwärts, mit hochgehobenen Händen, während Teddys Revolver auf ihn gerichtet

blieben, schritt Santa Claus aus dem Zimmer. Dann sprang Teddy aus dem Bette, verriegelte die Tür und machte sich beim Schein des Lichtes über den Sack her. Richtig – da war alles drin, was er sich gewünscht hatte, die kleine Eisenbahn und das kleine Dampfboot und noch viel mehr. Draußen aber, im Klapperschlangenzimmer, fiel Santa Claus der Tante Tulipine um den Hals und rief entzückt:

„Oh Tante Tulipine -- er hat mir mit vorgehaltenem Revolver den ganzen Sack abgenommen, wie ein alter Bandit. Es wird doch etwas aus ihm werden, es wird doch noch etwas aus ihm werden!“ Und er verwandelte sich wieder in Klapperschlangen-Tim und ging glückselig zu Bett.



Dollaröschen.

Vor Zeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!" und kriegten immer keins. Der König aber war kein richtiger König, wie es solche in Europa gibt, sondern ein amerikanischer Dollarkönig, namens Molasses. Im besonderen nannten sie ihn den Syrupkönig, weil er nämlich die größte Syrupfabrik in den Vereinigten Staaten hatte und den Syrupmarkt vollkommen beherrschte. Sein Palast stand ganz auf der Westseite der Stadt New York am Hudson, auf einer grünen Anhöhe. Da trug sich zu, als die Syrupkönigin wieder einmal im Sommer im vornehmen Seebade Narragansett war, daß sie zu einem deutschen Arzt, namens Frosch, ging, der ihr als ein überaus tüchtiger Frauenarzt empfohlen worden war. Dr. Frosch sprach: „Dein Wunsch, o Syrupkönigin, kann erfüllt werden. Ehe ein Jahr vergeht, wirst du ein Kind zur Welt bringen." Was der Dr. Frosch gesagt

hatte, das geschah, und die Syrupkönigin gebar ein Mädchen, das war so schön, daß der Syrupkönig Molasses vor Freude sich nicht zu lassen wußte. Und sie nannten das Kind Dollarosa. Die Königin aber war sehr abergläubisch. Daher fuhr sie in ihrer feinen Kutsche eines Tages zur weisen Frau Schulze in der Avenue A, die eine siebente Tochter einer siebenten Tochter war und am 7. Juli, früh um 7 Uhr geboren war, und sagte: „Weissage mir, weise Frau Schulze, aus dem Kaffeesatz, was die Zukunft meiner Tochter Dollaröschen bringen wird.“ Und die weise Frau Schulze rührte lange in ihrem Kaffeesatz und sprach: „Deine Tochter Dollaröschen, o Syrupkönigin, wird über die Maßen schön und tugendhaft und klug und gesund sein. Aber im siebzehnten Jahre wird sie ein Gift atmen und tot hinfallen.“ Darüber war die Syrupkönigin untröstlich und versprach ihr zehn Dollars mehr, wenn sie den bösen Spruch aufheben könnte.

Da meinte die weise Frau Schulze: „Aufheben kann ich ihn nicht, sondern nur mildern. Es soll aber kein Tod sein, sondern nur ein tiefer Schlaf, in den die Königstochter fällt, wenn ein Königssohn zur rechten Zeit erscheint und sie mit einem Kuß erweckt.“

Das tröstete die Syrupkönigin ein wenig,

sie schenkte der weisen Frau alles in allem zwanzig Dollars und fuhr wieder nach Hause. Ihrem Manne sagte sie nichts von der Weissagung, sondern behielt sie für sich. Doch war sie im Innern sehr beunruhigt wegen der Weissagung. Daß ein Königssohn kommen und Dollaröschen wieder zum Leben erwecken könnte, war ihr schon recht, denn wie alle Dollarköniginnen hatte sie den Ehrgeiz, dermaleinst ihre Tochter nicht an einen langweiligen amerikanischen Pillenfresser zu verheiraten, sondern an einen europäischen Adligen, der zum mindesten ein Baron sein müßte. Und nun sollte gar ein Königssohn kommen! Ein Königssohn als Schwiegersohn — darüber würden sich die anderen Dollarköniginnen rot, weiß und blau ärgern! Freilich — ob er auch zur rechten Zeit kommen würde, um Dollarosa zu retten, das blieb ungewiß, und diese Ungewißheit peinigte sie. Wenn er nicht kam, wenn Dollarosa tot blieb? Und Jahr um Jahr ging dahin, und nach fünf Jahren gebar die Dollarkönigin auf Wunsch ihres Mannes noch ein Söhnchen. Damit hatte sie aber genug, denn mehr als zwei Kinder waren ihr, wie so vielen vornehmen Amerikanerinnen, lästig. Und den Sohn nannten sie Dollario, abgekürzt Dolly. Dollarosa aber blieb ihr Augapfel. Denn ein so schönes, tugendhaftes, kluges

und gesundes Mädchen war nirgends zu finden. Das Herz lachte jedem im Leibe, der sie sah. Sie konnte lateinisch und griechisch, französisch und deutsch (wegen des europäischen Königssohnes, der da kommen sollte), und sie konnte schwimmen, reiten, fahren, rudern, boxen, fechten und schießen und so schnell laufen, wie ein Reh, und was sonst bei einem vornehmen jungen Mädchen in Amerika zur Bildung unumgänglich nötig ist. Dafür war sie so glatt und grade wie ein Plättbrett, und wo sie mit ihren Fäusten hinschlug, gab es blaue Beulen, und wem sie mit ihren prachtvoll entwickelten Füßen auf die Zehen trat, dem wuchsen keine Hühneraugen mehr. Am liebsten lief sie immer in einem Wollenhemd umher, wie es die Sportmenschen und Athleten tragen, in kurzem Kleide und gelben Schuhen mit dicken Sohlen und breiten Absätzen, die aussahen, wie junge Fährboote. Auf dem dicken blonden Haar trug sie gewöhnlich einen braunen weichen Filzhut ohne Randsaum, was sie sehr gut kleidete. So kam das siebzehnte Jahr heran, ohne daß Dollarosa ahnte, wie verhängnisvoll ihr dieses Jahr werden könnte. Die Syrupkönigin wurde täglich nervöser. Sie behütete Dollarosa wie ihren falschen Vorderzahn, den sie abends herausnahm und in Wasser tat und morgens wieder einsetzte. Alles, was nur irgendwie

giftig war und eingeatmet werden konnte, mußte aus dem Palast am Hudson ferngehalten werden. Um aber ganz sicher zu gehen, begab sie sich mit Dollarosa und Dolly sowie der deutschen Gouvernante, namens Auguste, nach Deutschland, in die kleine Residenz eines Serenissimus, wo viele Königssöhne und Prinzen bei Hofe und in der feinen Gesellschaft verkehrten. Da sie eine Dollarkönigin war und eine heiratsfähige Tochter hatte, so wurde sie mit offenen Armen aufgenommen und als gleichberechtigt angesehen. Sie dachte sich aber, wenn Dollarosa ein Unglück zustößt, so ist wenigstens ein Königssohn nahe, um sie wieder zum Leben zu erwecken. Das gibt dann eine überaus romantische Verlobung. Besonders hatte sie es auf den kleinen dicken Prinzen Ottokar abgesehen, der von Beruf ein Husar war, ein Kavalier bis auf Mark und Pfennig. Die Syrupkönigin hatte ein ganzes Haus in der Residenz genommen, das früher eine verwitwete Gräfin bewohnt hatte. Hier gab sie große Empfänge, bei denen alles von Gold und Silber funkelte. Die ganze Stadt sprach von nichts wie von der Dollarkönigin und ihrer schönen Tochter Dollarosa. Diese war schöner als je, seit sie in Paris einen wundervollen Busen und bezaubernde Hüften bekommen hatte. Sie hatte fünfhundert Francs dafür bezahlt. Der

dicke Prinz Ottokar kam immer häufiger in das Haus der Syrupkönigin, so häufig, daß sie bereits gegen alle Gifte gleichgültig zu werden begann. Ja, sie hatte sogar den stillen Wunsch, Dollarosa möchte nun recht bald an einem Gift riechen und tot hinfallen, weil Prinz Ottokar doch immer in der Nähe war, um sie wieder zu erwecken. Und schon hatte Prinz Ottokar einmal bei einem Balle von Dollarosa gesagt:

„Süßes Mädel — faktisch unjemein süß. Is aber anjeborener äh! äh! Syrup!" Dann hatte er über den Witz wie ein Ziegenbock gemeckert. Sie hinterbrachten das der Syrupkönigin, die lächelte glückselig und erzählte es Dollarosa. Doch die schnitt eine Grimasse, denn sie machte sich wenig aus dem dicken Prinzen Ottokar, zur großen Betrübnis der Mutter. Dolly dagegen bewunderte den Prinzen über die Maßen. Nämlich wegen seiner schönen Husaren-Uniform mit dem kurzen Jäckchen und den enganschließenden Hosen, die in blanken Stulpenstiefeln steckten. Am meisten bewunderte er die Rückseite des Prinzen. Von den Beinen aufwärts lief an der Seite je eine silberne Borte nach oben und bildete auf dem verblüffenden Sitzapparat Ottokars eine zierliche Schleife. Durch diesen Schmuck erhielt der Apparat etwas Künstlerisches und erregte nur noch mehr Aufmerksamkeit. Dolly

kam zu der Ueberzeugung, daß dies der Sitz der Tüchtigkeit eines Husaren sei und hatte nur den einen Wunsch, auch einmal ein derartiger Reitersmann zu werden.

Und es wurde Winter, und der erste Schnee fiel. Noch war es nicht sehr kalt. Aber die Syrupkönigin und ihre Familie froren fürchterlich in ihrem Hause, weil sie Dampfheizung und überhitzte Zimmer gewöhnt waren. In dem Hause gab es aber nur Kachelöfen. Sie dachte, wenn sie wenigstens einen kleinen amerikanischen Gasofen hätte, so könnte sie sich ihre Füße wärmen und das Wohnzimmer gemütlicher machen. Mit vieler Mühe verschaffte sie sich endlich ein amerikanisches Oefchen samt dazugehörigem Gummischlauch aus Hamburg. Das eine Ende des Schlauches ließ sie an einem Gasarm des Kronleuchters anschrauben, das andere an dem Oefchen, damit das Gas von dem Kronleuchter in das Oefchen strömen konnte. Hierauf wurden die Flammen im Oefchen angezündet und verbreiteten eine wohlige Wärme im Zimmer.

So saßen sie eines Nachmittags wieder im Wohnzimmer um das Yankee-Oefchen herum. Neben dem Oefchen lag der Kater Bob und träumte von dem Syrup in der Küche des Syrupkönigs. Die Syrupkönigin schrieb einen Brief

an den Syrupkönig Molasses. Die schöne Dollarosa saß in einem amerikanischen Schaukelstuhl, wippte darin hin und her und las in dem herrlichen amerikanischen Romane der Mrs. Schmierfink „Der Kuß in der Sofaecke".

Der kleine Dolly aber saß auf einem Schemel neben der deutschen Gouvernante Auguste, die ihm ein Märchen von Dornröschen vorlas.

„Ach ui dumm!" sagte Dolly auf deutsch und gähnte. „Wie konnten die Prinzes (Prinzen — sagte Auguste) nur so ungeschickt sein und in die Dornen hängen bleiben (den Dornen — sagte Auguste) und störben? Mir hätte das nicht geschehen können. Ich hätte die Roses (Rosen — sagte Auguste) bei die Wurzeln (den Wurzeln — sagte Auguste) abgehackt, daß sie verdorrten und dann hätte ich das Gesträuch mit automatischen Schneidemasines (Maschinen — sagte Auguste) von den Toren fortgeschneidet (fortgeschnitten — sagte Auguste)."

„Ich weiß nicht," sagte die Syrupkönigin, „mir ist so schläfrig."

„Es geht mir auch so!" meinte die schöne Dollarosa. „Ueberdies ist es schrecklich heiß im Zimmer. Ich werde die Flammen im Ofen ausdrehen." Sie erhob sich, drehte lässig an dem oberen Gashahn und legte sich auf den violetten Seidendiwan in der Ecke.

„Ja, auch ich bin müde und Dolly auch!" meinte die Gouvernante Auguste und gähnte. Das benutzte Dolly, um ihr ein Stück Kreide in den Mund zu stecken. Dafür wollte ihm die Gouvernante eine Maulschelle geben. Aber sie kam nicht dazu. Ehe sie sich's versah, war sie eingeschlafen. Und Dolly schlief ein und die schöne Dollarosa und die Syrupkönigin und der Kater Bob und die Fliegen an der Wand. Einmal riß die Syrupkönigin die Augen auf, weil sie einen giftigen Geruch spürte und sah entsetzt um sich. Sie stammelte Ottokar und wollte sich erheben. Doch sie sank wieder in ihre Sofaecke zurück. Wer weiß, wie lange sie so geschlafen hätten, wenn nicht jemand plötzlich die Tür aufgerissen hätte. Es war der junge Doktor König, der Leibarzt der Syrupkönigin. Er stürzte wie der Wind nach den Fenstern, riß sie auf und lehnte sich einen Augenblick weit hinaus, als ob er frischer Luft bedürfe. Dann stürzte er auf das Yankee-Oefchen zu. Er sah, daß der Gashahn oben am Schlauch halb offen war. Blitzschnell drehte er ihn ab und stürzte aus dem Zimmer.

„Charlie! Charlie!" rief er. Der Diener Charlie erschien. „Rasch bringen Sie Wasser. Das ganze Zimmer der Königin ist voll Gas. Alle sind bewußtlos!"

Und Charlie eilte in das Schlafzimmer und

kehrte mit einem Krug voll Wasser zurück. Damit hieß ihn der Doktor die Gesichter und die Schläfen der Bewußtlosen zu benetzen. Er selber lief so schnell er konnte nach seiner Wohnung und holte Medikamente und Instrumente. Er öffnete ihnen eine Ader an einem Arm, und am andern spritzte er Atropin ein. Auch der Kater Bob bekam eine Einspritzung und die Fliegen an der Wand ebenfalls. Und wie er sich über Dollaröschen beugte, konnte er es nicht lassen und gab ihm einen Kuß. Kaum hatte er es mit dem Kuß berührt, so schlug Dollaröschen die Augen auf und sah ihn ganz freundlich an. Denn sie hatte eine heimliche Neigung zu dem schönen jungen Doktor mit dem goldigen Schnurrbart in ihrem Herzen. Und alles wurde wieder lebendig. Die Fliegen an der Wand krochen wieder weiter. Der Kater Bob erhob sich, machte einen Buckel und begann sich den Kopf zu waschen. Die Gouvernante gab Dolly eine Ohrfeige, daß er schrie: „Polizei! Mord! Fräulein hat sich an einem freien amerikanischen Bürger und Dollarprinzen vergreift!" (Vergriffen — sagte Fräulein Auguste). Die Syrupkönigin erwachte und rief nach dem Prinzen Ottokar, denn es war ihr klar, daß dies der große Augenblick war, den die weise Frau Schulze aus der Avenue A zu New York geweissagt hatte. Doch der Diener Charlie

meldete gehorsamst, daß der Prinz Ottokar verreist sei. Da sah sie, daß es zu spät war, und Dollaröschen bereits erwacht war.

„Wie kam das alles?“ hauchte sie matt.

Da sagte der Doktor: „Frau Syrupkönigin, der Gashahn oben an dem Gummischlauch war nicht ganz zugedreht, so daß das Gas entwich und das Zimmer füllte. Zum Glück kam ich zufällig dazu!“

Und Dollaröschen sagte: „O Gott, das habe ich getan! Der Doktor hat uns allen das Leben gerettet, und dafür werde ich ihn um seine Hand bitten, denn ich liebe ihn schon lange.“

Darüber errötete der Doktor bis auf die Fußsohlen und war ganz verlegen. Doch die Syrupkönigin fiel vor Schreck in die Sofaecke zurück. Dann rief sie enttäuscht:

„Ja, aber es wurde mir doch geweissagt, ein Königssohn sollte kommen und meine Tochter zum Leben erwecken! Die Weissagung hat mir zwanzig Dollars gekostet!“

„Frau Syrupkönigin,“ sagte der Doktor lächelnd, „die Weissagung dürfte trotzdem richtig sein. Denn als Sohn des Geheimrats König bin ich doch immerhin ein Königssohn!“ Und er verbeugte sich tief vor ihr. Da brach die Syrupkönigin in ein unnatürliches Gelächter aus, das sich anhörte wie das Wiehern von sechs Pferden

zusammen. Es war so erschrecklich, daß ihr falscher Vorderzahn wie eine Kugel aus ihrem Munde flog, geradenwegs dem Kater Bob an den Kopf. Der bekam einen furchtbaren Schreck und sprang mit gesträubtem Fell auf den Kronleuchter. Sofort lief der Diener Charlie nach einem silbernen Tablett, tat den Zahn darauf und überreichte ihn ehrerbietig der Syrupkönigin. Die tat ihn wieder an seinen Platz. Sie versuchte alles, um Dollaröschen ihre Neigung zu dem jungen Doktor auszureden. Doch es war umsonst. Und da ward die Hochzeit des „Königssohnes" mit Dollaröschen in aller Pracht gefeiert. Und der Syrupkönig Molasses kam dazu aus New York und schenkte ihnen einen Marmorpalast, darin sie wie Turteltauben lebten. Prinz Ottokar aber fluchte von früh bis spät, und wenn er nicht inzwischen an Erschöpfung gestorben ist, so flucht er heute noch.



Grossmutters letzte Liebe.

Im urdeutschen Hoboken, gerade gegenüber New York, wo die deutschen Dampfer anlegen und wo die Leute auf der Straße sich umdrehen, wenn jemand englisch spricht, wohnten die Lindbergs. Das Haupt der Familie war Bernhard, ein rosiger, dicker Witwer von ungefähr fünfzig Jahren, der sein linkes Bein während des deutsch-französischen Krieges auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt hatte, wie die Romanschreiber zu sagen pflegen. Er lebte von den Zinsen eines kleinen Vermögens, das er als Bäcker sich mühsam zusammengeknetet hatte. Das heilige Andenken an seine Frau war seine Tochter Else, ein schlankes Mägdelein mit kastanienbraunem Haar und dunklen Augen. Nur selten freilich wurde sie Else genannt. Gewöhnlich hieß sie Maus. Den Spitznamen hatte ihr der Vater gegeben wegen ihrer behenden Zappeligkeit. Die dritte im Haushalt war Großmutter. Großmutter hatte überhaupt keinen Namen. Sie war

einfach Großmutter, nichts weiter. Als Bernhard mit seiner Tochter von Berlin nach Amerika kam, quartierten sie sich bei der Großmutter ein, die damals genau so aussah, wie heute: ein freundliches, mit Runzeln bedecktes Gesicht, und darin zwei herzensgute blaue Augen. Noch jetzt war ihr Haar völlig schwarz, altmodisch glatt gekämmt, mit einem altmodischen Scheitel in der Mitte. Niemand wußte genau, wie alt sie war. Wenn man sie fragte, so pflegte sie zu sagen: „Vierzig!" Anfangs war das nur ein kleiner Scherz ihrerseits gewesen. Aber nach und nach vergaß sie das und zuletzt glaubte sie fest an ihre vierzig Jahre, wie das alte Leute oftmals tun. Großmutters Leben war über die Maßen glücklich. Den lieben langen Tag saß sie in einem riesigen altmodischen Lehnstuhl aus schwarzem Roßhaar am Fenster und blickte auf die Straße und die Leute darauf. Sie kannte sie alle ohne Unterschied. Niemand ging vorüber, über den sie nicht etwas zu bemerken hatte. „Ja, ja," sagte sie zum Beispiel, „da geht nun wieder die Marie Werner, die den Teppich jeheiratet hat, yes!" Dieses merkwürdige „yes" am Schlusse jedes Satzes war so ziemlich ihr ganzes Englisch. Unter dem „Teppich" verstand sie August Werner, einen Fabrikanten von billigen Teppichen. Die alte Frau nannte niemals

einen Mann bei seinem Namen, sondern immer nur nach seinem Beruf. „Hast du die Geschichte von dem Sarg jehört?" fragte sie Bernhard, wenn sie von Herrn Conelly, dem Begräbnisdirektor, sprach. Oder sie sagte: „Ja, ja, das is doch doll mit der Annie Bremers. Sie soll also mit dem Blumentopp verlobt sein, yes!" Der „Blumentopp" war der junge Gustav Henneberg, der eine Gärtnerei hatte. Sie bekam es sogar fertig, zu bemerken, daß die Limburger letzte Nacht einen niedlichen kleinen Limburger bekommen hätten oder daß die Semmel ihren Fuß verstaucht hätte, als sie vom Zweirad gefallen wäre. Von den anderen beiden Lindbergs sah keines irgend etwas Komisches in Großmutters Bemerkungen, so gewöhnt waren sie daran.

„Bernhard," sagte sie einmal, „hast du die hübschen Flanzen bei Schluckebier jesehen? Nee, so was, solche Flanzen zu kaufen bei dem Jehalt. Das is s i e natürlich wieder, die all den Krimskrams haben muß, yes. Sie sollte lieber die Löcher in den Hosen vom kleinen Freddy zunähen, yes. So 'ne richtige Amerikanische, wie alle Hiergeborenen. Nur nischt arbeiten oder sich im Haus nützlich machen. Aber faulenzen und in den Läden sich herumtreiben, das können se — yes."

Wenn sie nicht Bemerkungen machte, so strickte sie an ihrem Strumpf oder las ihr deutsches Blättchen, den kleinen „Herold", oder die Romanzeitschriften aus Deutschland, auf die sie abonniert war. Das Interessanteste in ihrem Blättchen waren für sie die Geburts- und Todesanzeigen, sowie die Depeschen aus der alten Heimat. Wilhelm II. war für sie lediglich ein komischer Druckfehler für Wilhelm I., vor dem sie so oft sich verbeugt hatte, als sie noch eine hübsche kleine Berlinerin war. Und immer hatte ihr der freundliche alte Herr liebenswürdig zugenickt. Einmal hatte sie ihm sogar ein Sträußchen Kornblumen in seinen Wagen geworfen, und der Kaiser hatte es aufgehoben und lächelnd gedankt. Das war das große Ereignis ihres Lebens, das sie nie müde wurde, zu erzählen. Kein Mensch hatte es fertig gebracht, die alte Frau davon zu überzeugen, daß Wilhelm I. lange, lange tot war. So ließen sie Großmutter den Glauben, daß „ihr Freund, der Kaiser" noch am Leben war. Aber Großmutter war zugleich auch das Familienorakel und als solches gerade so unfehlbar wie einstmals das Fräulein Pythia in Delphi, welches die schwierigsten Dinge ohne Kaffeesatz und Eier prophezeite. „Ja, ja," sagte Großmutter, „wir bekommen einen harten Winter. Die Fliesen kratzen immerzu ihren Kopf

und haben kalte Füße, und der Fritz hustet im Schlaf, yes.“ Fritz war der Kanarienvogel, der immer singen wollte und nicht konnte.

Nur eine einzige Sorge hatte Großmutter: die Indianer. Vor zwei Jahren hatte sie wieder einmal nach New York sich gewagt, was selten genug geschah, denn sie hatte die Gicht in den Füßen. Als sie den Broadway hinauffuhr, bemerkte sie plötzlich fünf schreckliche Rothäute im Kriegsschmuck, die auf dem Bürgersteig bedruckte Zettel an die Bleichgesichter verteilten und dabei furchtbar mit den Augen rollten. Ein findiger Geschäftsmann hatte sie angeworben, um seine Hüte anzupreisen. Aber bei Großmutter stand es fest, daß es eine Kriegserklärung war, und daß die Rothäute eines Tages über New York herfallen würden, sowie über die Sparbank, wo sie ihr „Vermögen“ verwahrte. Das „Vermögen“ belief sich auf zweitausend Dollars. Was würde dann aus ihr werden, wenn die Indianer ihre zweitausend Dollars geraubt hatten und sie einmal alt war? Noch war sie ja nicht alt, nicht mehr als vierzig, wie man weiß.

Nach und nach jedoch verlor sie immer mehr Interesse am Leben. Ihre Augen wurden ständig schlechter. Sie ließ sich jetzt die Neuigkeiten aus der Heimat und von ihrem „alten Freund, dem

Kaiser“, von Else vorlesen. Den größten Teil ihrer Zeit verbrachte sie mit Strümpfestricken für sämtliche Verwandte. Ihre Strümpfe bildeten seit Jahren ein stehendes Geschenk für Weihnachten oder zu Geburtstagen. Dabei war es wunderbar, wie sie die Maße von allen ihren Verwandten im Kopfe hatte. Wenn sie nicht der „Maus“ zuhörte, die ihr vorlas, oder wenn sie nicht Strümpfe strickte, so träumte sie in ihrem schwarzen Lehnstuhl vor sich hin, allerhand rosige, reizende Träume aus der Jugend, voller Sonnenschein und Glück, als sie noch jung und hübsch war und das Piano geheiratet hatte, denn der Selige war im Pianogeschäft gewesen. So war sie, wie gesagt, vollkommen glücklich, zumal es ihr an nichts fehlte. Else behandelte die Großmutter mit zärtlicher Fürsorge, ebenso Bernhard. Bei ihm spielten freilich noch selbstsüchtige Beweggründe mit. Er gedachte stets der zweitausend Dollars, die ihm Großmutter vermacht hatte, und die er lieber heute als morgen gehabt hätte. Doch davon ließ er sich nichts merken.

Eines Tages jedoch fand in diesem ruhigen, friedlichen Haushalt eine wichtige Veränderung statt. Die Zeiten waren schlecht, und so hatte Bernhard sich entschlossen, das kleine Zimmer nach hinten hinaus zu vermieten, um auf diese Weise die Ausgabe zu verringern. Der Plan

hatte durchaus Elses und Großmutters Zustimmung gefunden. Bernhard erließ daher in der deutschen Zeitung eine Anzeige, derzufolge „ein hübsches Zimmer bei ruhigen Leuten an einen Deutschen zu vermieten war, der nicht schnarchte". Denn Schnarchen war Bernhard in der Seele verhaßt. Zwei Tage später sprach jemand bei den Lindbergs vor. Es war ein junger Mann von vielleicht zwanzig Jahren, mit roten Backen und gelbem Haar, steif wie eine Bürste. Auf der Oberlippe sproßte ein blutjunges Bärtchen. Er war ungemein vergnügt, und wenn er lachte, zeigte er zwei Reihen gesunder Zähne, die anscheinend durch Hartgummi beißen konnten. Gerade vor sechs Tagen war er vom Dampfer gekommen und roch förmlich noch nach deutscher Erde. Seines Zeichens war er Mechaniker, hatte lange in Königsberg, zuletzt in Berlin gearbeitet und war nach Amerika gekommen mit der Absicht, sofort ein Millionär zu werden, was ja ein Leichtes sein sollte in Amerika. Alles gefiel ihm bei den Lindbergs: sein Zimmer, die Nachbarschaft, der Kanarienvogel, das Bild von Großmutters Seligem, die Strümpfe, die sie strickte, und nun gar erst Else. Letzteres behielt er für sich. Uebrigens, Karl hieß er, Karl Bunge, und daß er nicht schnarchte, könnte er beschwören. Am nächsten Morgen zog

Karl ein. Er erschien mit einem kleinen Bündel, das folgende Dinge enthielt: ein Hemd, zwei Kragen aus Celluloid, zwei Paar ebensolche Manschetten, ein Paar Strümpfe, drei Taschentücher, eine Büchse Bratheringe, die er über die Maßen gern aß. Unter seinem linken Arm trug er einen schäbigen alten Beutel, der früher einmal grün war, und den er mit außerordentlicher Sorgfalt und Vorsicht behandelte. „Das", sagte er, wie wenn er eine hochstehende Persönlichkeit vorstellte, „is meine Jeije!"

„Ein netter Mensch," meinte Großmutter, die ihn insgeheim studiert hatte, „er jefällt mir, yes."

Weiß der Himmel, wie es kam, aber Karl wurde sehr bald der Mittelpunkt der Familie. Der einzige unangenehme Zug an ihm, wie Else behauptete, war sein Appetit. Eine halbe Stunde vor dem warmen Abendessen mußte er mit Brot und Butter und allerhand Resten gefüttert werden, damit man den knurrenden Magen überhaupt nur erst besänftigte. Selbst dann noch mußte Bernhard stets mit einem Auge auf Karls Teller sein, wenn er nicht hungrig vom Tisch aufstehen wollte. Jeden Abend gab es ein regelrechtes Wettkauen zwischen Bernhard und Karl, zur großen Belustigung Elses und der Großmutter. „Ja, ja," sagte die Großmutter, „ er is

jung und muß tüchtig essen, damit er 'n kräftiger Millionär werden kann." Kam Karl einmal zu kurz, so gab Großmutter ihm von ihrem Teil. Trotz seines tödlichen Appetits verlor Karl nichts von seiner Beliebtheit, denn er war voll von Späßen und Schnurren, mit denen er die Familie belustigte. Außerdem war er ein pünktlicher Zahler, trank nicht und rauchte nicht. Seine einzige Zerstreuung war seine Violine. Nach Tisch oder an Sonntagnachmittagen holte er sein Instrument hervor und begann zu spielen. Besonders künstlerisch war das nicht, und er konnte auch kaum etwas anderes spielen als Volkslieder oder Gassenhauer. Aber dem musikalisch jungfräulichen Geschmack der Lindbergs genügte das vollkommen. Vollends Großmutter wußte vor Entzücken über die ihr so vertrauten Klänge aus ihrer Jugend sich nicht zu fassen. Seit Karls Ankunft ging eine merkwürdige Veränderung mit ihr vor. Von dem Augenblick an, wo Karl aus der Werkstatt nach Hause kam, erwachte sie aus ihrer greisenhaften Abgestumpftheit. Das Leben schien neue Reize für sie zu haben, wenn Karl sie freundlich begrüßt und nach ihrem Befinden sich erkundigt hatte. Sie wurde nicht müde, ihm zuzuhören, wenn er von seiner großen Erfindung, einem Dampfkessel, sprach, und sie ließ sich alles erklären, obwohl sie nichts davon

begriff. Ehe Karl sich's versah, war er auf der endlosen Liste derer, für welche die Großmutter Strümpfe strickte. Dadurch war er gewissermaßen in die Verwandtschaft aufgenommen. Und zwar kamen seine Strümpfe vor allen anderen, denn Großmutter wußte, daß es in dem Punkte schlecht mit ihm bestellt war. Hin und wieder waren die Großmutter und Karl an einem Sonntag allein. Dann war das ein Feiertag für sie. Sie saß in ihrem Lehnstuhl mit einer riesigen Tasse Kaffee auf ihrem Schoß und hörte Karl zu, der gegenüber auf dem fadenscheinigen grünen Sofa saß und auf der Violine die schönen deutschen Lieder sägte. Nicht selten blies er dazu mit dem Munde das Kornet, außerordentlich täuschend, während er die Seitenwand der alten Kommode als Pauke benützte, indem er mit dem Fuße dagegen klopfte. So wurde Karl ein ganzes Orchester. Großmutter fand das „göttlich". Zwischendurch erzählte er seine alten Witze, daß der alten Frau die Lachtränen kamen und ihr Kaffee kalt wurde.

„Großmutter," sagte Else eines Tages lachend, „ich jlaube, du hast dich in Karl verkiekt."

„Wer weiß," antwortete sie. „Das wär 'n Pärchen, ich und der Dampfkessel, yes!" Sie lachte vergnügt vor sich hin.

Eines Abends kam Karl sehr verstimmt nach Hause. Er hatte seine Stellung verloren. Man tröstete ihn, er werde bald eine neue finden. Aber das war nicht der Fall. Die Zeiten wurden immer schlechter, und die Fabrikanten entließen immer mehr Leute. Karl hatte sich ein wenig Geld gespart, aber das schrumpfte immer mehr zusammen und er sah sich vor die Notwendigkeit gestellt, sein Zimmer bei den Lindbergs als zu teuer aufzugeben. Er teilte das der Familie mit.

„Schade!" sagte Bernhard. Die Großmutter meinte nur: „Hm, hm!" und Else wurde blaß. Karl war das nicht entgangen, und er hatte das Gefühl, als ob er das liebe Mäuschen auf der Stelle umarmen müßte. Aber gerade deswegen erschien ihm seine Lage nur um so verzweifelter. Von nun an spielte er nur noch: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" und „In einem kühlen Grunde".

Den Sonntag darauf war er wieder mit der Großmutter allein.

„Karl," begann die Großmutter, die lange in Gedanken ihren Kaffee geschlürft und alle fünf Minuten „ja, ja!" gesagt hatte. „Sei'n Sie man nich bange von wegen Ausziehen. Ich bin auch noch hier. Morjen früh jehen wir zusammen nach Nujork, und dann wollen wir sehen, was sich machen läßt, yes!"

Zum Erstaunen Bernhards und Elses machten sich denn auch die beiden am nächsten Morgen auf den Weg. Sie wollte eine Freundin besuchen und Karl wollte ihr Beschützer sein, erklärte Großmutter. Als sie in New York ankamen, war nirgends ein Indianer zu sehen. Das beruhigte die alte Frau. Sie gingen zur Sparbank, die zu Großmutters Freude noch nicht von den Indianern geplündert war, und hier erhob sie fünfzig Dollars.

„Hier, mein Sohn," sagte sie und händigte das Geld dem verdutzt dreinblickenden Karl ein, „das wird eine Weile reichen. Wenn Sie mal 'n Millionär sind, jeb'n Sie's mir wieder, yes!" Als sich Karl von seiner Ueberraschung erholt hatte, drückte er gerührt Großmutters Hand und bedankte sich.

„Aber daß Sie keinem was davon sagen," warnte sie ihn. „Es jibt am Ende Skandal und das will ich nicht."

Karl versprach das. Dann besuchten sie eine alte Freundin der Großmutter, die sie gastlich aufnahm und ihnen ein Paket Kuchen für Bernhard und Else mitgab, und kehrten dann nach dem friedlichen Hoboken zurück. An diesem Abend war Karl wieder der Alte. Er aß für zwei und gab ein großes Konzert, dessen Programm aus lauter lustigen Stücken „auf besonderen

Wunsch" bestand. Kurz vor dem Ersten erklärte Karl, daß er noch einen Monat bleiben werde, da er etwas Geld aufgetrieben habe, und alle waren es zufrieden. Großmutter war wieder eitel Vergnügtheit. Eines Morgens nach dem Frühstück sagte Bernhard zu ihr: „Großmutter, ick wünschte, der Karl kriegte bald wieder 'ne Stelle, schon wejen unserm Mäuseken."

„Warum?" fragte Großmutter überrascht.

„Na, du wirst doch ooch schon bemerkt haben, daß die beiden sich jerne haben. Neulich in de Küche hat er ihr nich schlecht umärmelt, ick hab's jesehen, aber nischt jesagt. Und wenn das Jeknutsche eenmal anfängt, hört es so bald nich wieder uff. Darum wär's das Beste: rin mit's Mäuschen in die Falle, die sich die Ehe nennt." Er lachte unbändig über den Witz.

„Hm, hm!" sagte Großmutter, „also so is es?" Weiter sagte sie nichts. In der Nacht fand sie keinen Schlaf. Der Gedanke, daß Karl die Else liebte, hatte etwas Peinigendes für sie. Sie wollte ihn ganz für sich haben. Was sollte aus ihr werden, wenn er fortging? Er war der Sonnenschein in der trüben Dämmerung ihres Alters. Er war der Eichbaum, um den der alte Epheu Schutz suchend sich rankte. Wie undankbar von Karl, sie allein lassen zu wollen um des dummen Dings wegen, der Else. Selbst-

süchtig, wie die alten Leute sind, wollte sie nicht einsehen, daß Karl und Else da nur dem uralten Gesetz der Natur folgten.

Und doch, es war kein Zweifel, daß Bernhard das Richtige getroffen hatte. Sie sah sie jetzt selber, alle diese zahllosen kleinen Merkzeichen der Liebe, die sich nicht verbergen lassen: die liebevollen Blicke, das zärtliche Lächeln, die Sanftheit der Rede, die hundertfachen Aufmerksamkeiten, die eins dem andern erwies. Wenn Karl sich jetzt für Großmutters Geld dies und jenes kaufte, so tat er es, um Else zu gefallen. Wenn er — wieder von Großmutters Geld — seine „jeliebten" Brathäringe nach Hause brachte, so überließ er den besten Häring Else und begnügte sich damit, an dessen Kopf herumzuknabbern, den Else abgeschnitten hatte. Heimlich steckte er Else kleine Geschenke zu, alles für Großmutters Geld.

Die alte Frau sah das alles und ihre Eifersucht, die kindische Eifersucht des Alters, kannte keine Grenzen. Sie machte Karl scheinbar im Scherz Vorwürfe, daß er sie sogar am Sonntag allein ließ. Karl lachte und versprach ihr ein Extrakonzert mit allen ihren Lieblingsweisen. Sie dachte allen Ernstes darüber nach, wie sie Karl für sich allein haben könnte, und schlug schließlich vor, Else den Sommer über zu Ver-

wandten aufs Land zu schicken. Vielleicht verliebte sie sich dort in den Vetter Gustav, den Sohn begüterter Eltern, der ihr unendlich mehr bieten konnte als der arme Schlucker, der Karl. Doch Maus weigerte sich entschieden, fortzugehen. Damit war es also nichts. Daher versuchte es Großmutter mit etwas anderem. Sie ging abermals mit Karl zur Sparbank und diesmal drückte sie ihm gar hundert Dollars in die Hand. Je mehr sie feurige Kohlen auf seinem Haupt sammelte, desto mehr Anspruch auf seine Dankbarkeit und Rücksicht glaubte sie zu haben. Karl war es ganz zufrieden. Warum sollte er sich sonderlich beeilen, eine neue Stellung zu finden, so lange Großmutter für ihn sorgte? Und überdies, es war ja nur geborgtes Geld, nichts weiter!

„Eines Tages," erwiderte er ihr, „werde ich massenhaft Jeld verdienen, wenn erst mein Dampfkessel patentiert ist und wenn ich erst meine eijene Fabrik habe, und dann zahl ich alles zurück, Großmutter. Und Sie müssen bei mir wohnen, so lange Sie wollen, und jeden Tag können Sie Käsekuchen mit Schlagsahne essen und Kaffee trinken, so viel Sie wollen."

„Und Honichsemmel zum Frühstück!" fügte Großmutter hinzu, und als Karl auch das versprach, war sie wieder völlig glücklich.

Nur Bernhards Gefühle für Karl wurden

von Tag zu Tag unfreundlicher. Es war ihm klar geworden, daß Karl sich nicht besonders beeilte, Arbeit zu finden. Daher schien ihm verdächtig, woher Karl das Geld nahm, um nicht nur für seinen Unterhalt, sondern auch für andere Nebenausgaben zu bezahlen. Er beschloß, der Sache auf den Grund zu kommen. Zweifelsohne war er darin erfolgreich, denn eines Nachmittags kam er schrecklich aufgeregt nach Hause. Niemand war zugegen als Karl, der eifrig in einem Buche las mit dem Titel: „Die Kunst, im Handumdrehen ein Millionär zu werden.“ Die Großmutter war zu Besuch bei einer Freundin im ersten Stockwerk.

„Karl,“ sagte Bernhard, auf das Sofa zugehend und sich schwer darauf niederlassend, „ick möchte Sie etwas fragen.“ Karl schob das Buch beiseite und wandte sich Bernhard zu. „Is es wahr, daß Großmutter Ihnen Jeld jejeben hat von der Bank?“

Der junge Mann wurde weiß wie ein Schimmel.

„Wer sagt das?“ fragte er nach einer Pause.

„Ick weiß allens. Also leujnen Sie man lieber erst jar nich. Ein Freund von mir hat's jesehen, wie Großmutter Ihnen das Jeld in der Bank jejeben hat.“

Karl sah, daß er ertappt war. So gestand er alles.

„Sie janz jemeiner Vampyr!" schrie Bernhard, zitternd vor Wut und unfähig, sich länger zurückzuhalten. „Sie Tagedieb, Sie — Sie Taugenischt, Sie! Das also is der Dank für die Jüte, mit der Sie hier behandelt jeworden sind, daß Sie sich in das Vertrauen einer ollen, schwachsinnigen Frau reinfiddeln, Sie heimtückischer Jeijenbock, und betrüjen sie um ihre paar Groschen — wie viele haben Sie rausjequetscht?"

„Hundertfünfzig Dollars, aber — —"

„Hundertfünfzig Dollers! Wissen Sie, daß das Jeld mich vermacht is und daß Sie mich — daß Sie mir berauben, Sie — Sie —" Nicht imstande, noch mehr Schimpfworte zu finden, begnügte er sich damit, die Faust gegen Karl zu schütteln, wobei er fauchte und zischte wie ein wütender alter Kater. Mit seinem dunkelroten Gesicht und seinen wilden, förmlich aus dem Kopf hervorquellenden Augen sah er aus, als würde er jede Minute platzen. „Ick bin nur froh, daß ick Ihnen beizeiten beis Schlafittchen jekriecht habe!" fuhr er endlich fort. „Selbstverständlich müssen Sie raus, sofort. Packen Sie man Ihre sieben Sachen zusammen, so rasch wie möglich. Und so was wollte ick zu meinem Schwiejersohn erheben. Damit is es doch Essig natürlich. Für so'n — —"

„Um Gotteswillen, was is denn los, Bernhard?“ Es war die Großmutter, die in diesem Augenblick ins Zimmer getreten war.

„Ah, du bist es, Großmutter. Scheen, daß du kommst. Eine nette Fliege, die hier, der Baron von Habenischt und Pumpmirwat. Der versteht's, olle Frauen ihr bißchen Erspartes abzukneppen. Ick weiß allens, Großmutter, allens!“

Die alte Frau schritt langsam nach der Ecke am Fenster und ließ sich in ihrem Lehnstuhl nieder, während Bernhard aufgeregt und mit einem giftigen Lächeln auf seinem zornroten Gesicht von der Großmutter zu Karl blickte und von Karl zur Großmutter.

„Hm, hm, yes!“ sagte die Großmutter, mit dem Kopfe nickend. Die alte Frau war völlig hilflos und wußte nicht, was sie sagen sollte. Das Gewitter war zu plötzlich über sie hereingebrochen, mit Blitz und Donner und Hagelschlag, blendend, knatternd und prasselnd. Sie war völlig betäubt. „Ja, ja, hm, hm!“ Das war alles, was sie hervorbrachte. Karl war die Sache dermaßen peinlich, daß er es für das Beste hielt, sich davonzumachen. So drückte er sich aus der Stube hinaus nach seinem Zimmer, wo er seine Sachen packte. Er tat das ganz in automatischer Weise, als sei er nicht völlig bei Bewußtsein, und ihm war zumute wie Adam, als

er aus dem Paradies gewiesen wurde. „Also rausgeschmissen!“ murmelte er vor sich hin. Ja, nun war alles aus, auch mit Else, wenigstens vorläufig. Das gab ihm einen Stich ins Herz. Fünfzehn Minuten später kehrte er in die Stube zurück. Da stand er genau so wie an dem Tage, wo er eingezogen war: ein kleines Bündel in der Linken, unter dem rechten Arm den schäbigen grünen Beutel mit der Violine darin. Er trat auf die Großmutter zu und indem er einen Kuß auf ihre Stirn drückte, legte er einen Zwanzig-Dollarschein nebst einigem Kleingeld auf ihren Schoß.

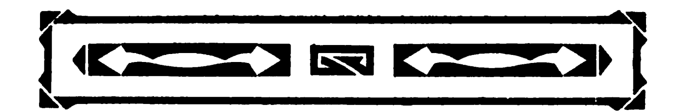
„Das is der Rest von Ihrem Jeld, Groß-mutter!“ sagte er. „Das andere jebe ich Ihnen wieder, sobald ich's habe — so wahr ich Karl heiße. Sie wissen, ich habs man bloß als jeliehen betrachtet. Vielen Dank für alle Ihre Jüte, Jroßmutter!“

Dann drehte er sich um. An der Tür blieb er noch einmal stehen und sagte: „Grüßt die Else von mir!“ Die Tür, die auf den Gang hinausführte, schloß sich, dann die Haustür, dann war alles still. Fritz, der Kanarienvogel, räusperte sich, versuchte zu singen, aber gab den Versuch bald wieder auf und hockte sich in die Ecke, wo er mit der Miene eines ausgesungenen Tenors, der um die verlorene Stimme trauert, verekelt vor sich hinsah.

„Nu is er weg, yes!" sagte Großmutter.

„Jott sei Dank!" erwiderte Bernhard. „Ick hab's ihm rund heraus jesagt, er soll sich verflüchtijen. Du wirst es jewiß für jrausam halten, aber wenn du darüber nachdenkst, wirst du dir sagen, es ist das Beste. Es jibt noch mehr möblierte Herren und bessere!" Hiernach zog er sich an seinen Krücken in die Höhe und humpelte in die Küche.

Als Else nach Hause kam und erfuhr, was sich ereignet hatte, ging sie in ihre Kammer und weinte. Im stillen aber hoffte sie, daß Karl sich bald mit ihr in Verbindung setzen würde, denn sie wußte, daß er sie liebte. Das tröstete sie. Nur Großmutter war nicht imstande, sich von dem schrecklichen Schlag zu erholen, der sie betroffen hatte. Stundenlang saß sie in ihrem Lehnstuhl, vor sich hinmurmelnd und den Kopf schüttelnd. Die Frau von dem „Limburger" ging auf der Straße vorüber und der Sohn von dem „Blumentopp" — sie beachtete es nicht. Hin und wieder weinte sie. Dann vermochte ihr entweichender Geist auch das nicht mehr festzuhalten. Dann wieder schien sie irgendeiner Musik zu lauschen und dann lächelte sie und summte etwas vor sich hin. Nur die Stricknadeln klapperten emsig weiter.



Das Schofförchen und die Dollarprinzessin.

Vor nicht gar zu langer Zeit lebte einmal ein langer dürrer Dollarkönig in New York. Er machte die beste Schuhwichse in ganz Amerika und zweitausend Arbeiter waren ihm untertänig, die in seiner Fabrik arbeiteten. So reich war er, daß er einen großen Palast hatte, worin er wohnte, und vielerlei glänzende Kutschen und kostbare Pferde und ein schneeweißes Automobil, das hieß „der weiße Drache", und eine Dampf-Jacht, auf der er im Winter nach Florida fuhr oder nach Aegypten oder sogar nach Indien, und Bediente ohne Zahl. Früh morgens, wenn er aufstand, spülte er sich den Mund mit Liebfrauenmilch. Er spuckte nur in goldene Spucknäpfe und wenn er große Gesellschaften nahm, so war sein Champagnerkühler ein alter Sarkophag, in dem der große König Nabopolassar von Babylon gelegen hatte. Seine Frau, die Dollarkönigin,

hatte soviel Diamanten, daß sich die Gäste bei Festlichkeiten blaue Brillen aufsetzen mußten, um nicht geblendet zu werden, und seine Tochter, die schöne Olivia, badete sich in Parfüm, wovon ein winziges Fläschchen 5 Dollars kostete. Jedes Bad aber kostete 5000 Dollars. Das machte in der Woche, da sie jeden Tag zweimal badete, 70 000 Dollars. Aber sie duftete auch so lieblich, daß das ganze Operntheater nach Rosen roch, wenn sie in die Oper kam. Nun begab es sich, daß sie eines Abends ganz ärgerlich zu ihrem Vater kam und sagte:

„Papa, wir brauchen schon wieder einen Schofför!“ Der Dollarkönig runzelte die Stirn und meinte:

„Das ist doch merkwürdig, daß kein Schofför es bei mir aushält. Woran liegt das?“

Da sagte die schöne Olivia:

„Es sind irländische Männer, Papa, und sie sind immer betrunken, weil sie zuviel Whiskey trinken, und dann sind sie streitsüchtig und gemein und müssen weggeschickt werden. Meine Freundin Isabel, die Tochter des Petroleumkönigs, hat mir geraten, wir sollten es einmal mit einem Deutschen versuchen. Die Deutschen wären so brave, nüchterne und ruhige Leute.“

„Das ist ein sehr weiser Rat, mein Kind!“ erwiderte der Dollarkönig. „Du kannst eine An-

zeige in der Zeitung erlassen, oder dich an unsere Dienstpersonal-Agentur wenden und dir dann den geeignetsten selber aussuchen. Ich kann mich nicht gut darum kümmern, denn du weißt, mein Kind, wie viel Mühe und Arbeit die Fabrikation von Stiefelwichse macht.“ Darauf nahm er eine Pille für die Nerven, denn er litt an hochgradiger Nervosität vom vielen Geldmachen, wie alle Dollarkönige.

Die schöne Olivia war's zufrieden. Zwar schien es ihr als Prinzessin nicht recht, daß sie sich persönlich mit der Anstellung von Dienstboten befaßte. Aber es war einmal etwas Neues und brachte ein wenig Abwechselung in die Langeweile, an der sie litt. Also sandte sie einen ihrer getreuen Diener aus. Der mußte eine Anzeige in die Zeitung setzen lassen, sowie einen Brief der Dienstbotenagentur überbringen, damit ein neuer Schofför käme. Am nächsten Morgen kamen ihrer wohl an die zwanzig, lauter Männer aus Deutschland oder Umgegend — große und kleine, dicke und dünne, häßliche und hübsche. Die schöne Olivia empfing sie, einen nach dem andern, in dem veilchenblauen Zimmer mit den meergrünen Möbeln, las ihre Zeugnisse und stellte mancherlei Fragen an sie. Aber von allen gefiel ihr keiner so wie Kunibert. Das war ein gar feiner junger Mensch und lieblich,

anzusehen. Er war nicht groß, aber schlank und gerade wie ein Lorbeerbäumchen, hatte ein Gesicht wie Kirschenblüte und einen wunderschönen gelben Schnurrbart. Seine Zeugnisse waren die allerbesten. Sie rühmten seinen Fleiß, seine Bescheidenheit und seine Geschicklichkeit als Schofför. Das bezeugte mit großem Vergnügen der Bananenkönig Smith in Florida, dem er früher treu gedient hatte. König Smith fügte hinzu, daß Kunibert nur deshalb von ihm fortginge, weil er gern in New York Stellung nehmen möchte. Einen bessern Schofför konnte sich die schöne Olivia gar nicht denken und so bekam Kunibert seine Stellung. Jeden Morgen mußte er nun mit seiner schönen Dollarprinzessin in ihrem Automobil, dem weißen Drachen, in dem Park spazieren fahren. Das war wunderschön, denn es war Frühling und die Stiefmütterchen und Tulpen blühten und die Spatzen zwitscherten auf den Bäumen und die zahmen Eichhörnchen kamen auf die Bänke und nahmen den Leuten die Nüsse aus der Hand oder guckten in die Manteltaschen, ob noch mehr da wären. Und fahren konnte Kunibert, daß es eine Lust war. Wie eine Windsbraut flogen sie dahin, um scharfe Ecken herum und zwischen feinen Kutschen und Kindermädchen hindurch und hinten nach wirbelte eine mächtige weiße Wolke,

so daß sich der Polizist zu Pferde die Nase zuhielt und sagte: „Pfui Deibel — wie nur vornehme Leute so stinken können!“ Aber Kunibert kümmerte das alles nicht. Er machte fröhlich „Tut — tut!“ und ließ den weißen Drachen nur noch schneller fliegen. Die schöne Olivia klatschte vor Vergnügen in die Hände und warf Kunibert bewundernde Blicke zu. Er sah aber auch zu schön und vornehm aus mit der Automobilmütze, die ihm auf einem Ohr saß, und dem langen Automobilmantel und der großen Automobilbrille. Und allemal, wenn er Olivia in das Automobil hob oder wieder heraus, tat er das wie ein echter Kavalier. Es dauerte nicht lange, so wurden Olivias Freundinnen auf Kunibert aufmerksam und beglückwünschten die schöne Olivia und sagten:

„Was für ein feines Schofförchen du hast, Olivia. Wir beneiden dich um ihn!“

Besonders neidisch aber war die alte Hexe, die reiche Witwe Witherbar, denn sie hatte bisher den feinsten Schofför gehabt. Sie hatte eine rote Nase, weil sie heimlich Whiskey trank, und auf der Nase eine Warze. Ihre Haare waren noch rabenschwarz, denn sie färbte sie, und sie hatte falsche Zähne und malte ihr Gesicht rot und weiß, damit die Leute denken möchten, sie wäre erst dreißig Jahre alt. Sie war aber

schon fünfzig. Die alte Hexe ließ Kunibert insgeheim zu sich kommen und sagte:

„Kunibert, ich gebe dir den doppelten Lohn, sowie eine Flasche Pilsener zu jeder Mahlzeit und du sollst es gut bei mir haben, viel besser als bei dem alten Stiefelwichsekönig, wenn du mein Schofförchen werden willst. Ich will dich wie einen Sohn behandeln. Willst du das?" und sie lachte so recht verführerisch dazu und zeigte ihre falschen Zähne.

Aber der ehrliche Kunibert erwiderte:

„Frau Witherbar, das wäre sehr undankbar von mir, denn bei dem Stiefelwichsekönig habe ich es so gut, wie ich es nur wünschen kann."

Darüber ärgerte sich die eitle alte Hexe über die Maßen und als sie sah, daß sie Kunibert nichts anhaben konnte, ließ sie ihn gehen. Im stillen gelobte sie sich aber, sie wollte es der schönen Olivia schon heimzahlen. Ueberdem kam der Sommer und der Stiefelwichsekönig zog in sein stolzes Schloß am Meere auf der Insel Rhode, wo so viele Dollarkönige stolze Schlösser haben. Auch die alte Hexe Witherbar hatte dort ein Schloß, das ganz mit wildem Wein umsponnen war. Darin hauste sie wie eine alte garstige Spinne und wartete auf junge Leute, die ihr den Hof machen sollten. Vor allem jedoch paßte sie auf, was die schöne Olivia trieb. Die

hatte den ehrlichen Kunibert mit auf ihr Schloß genommen. Und sie fuhren wie zuvor jeden Morgen im weißen Drachen spazieren. Das war ein ganz anderes Vergnügen als im Park von New York. Auf der Insel Rhode waren die herrlichsten Landstraßen und Waldwege. Da jagten die beiden, ungehindert durch strenge Polizisten in blauen Uniformen und mit harten Knütteln, nach Herzenslust dahin, so daß die Hühner der Bauern entsetzt die Flucht ergriffen, wenn die beiden daherkamen. Und wieder beglückwünschten die Freundinnen die schöne Olivia und sagten: „Was für ein feines Schofförchen du hast, Olivia. Wir beneiden dich um ihn."

Da erwiderte die schöne Dollarprinzessin schnippisch: „Er geht euch gar nichts an!" und drehte ihnen den Rücken.

Nun war es an einem herrlichen Sommermorgen, daß die schöne Olivia und ihr Schofförchen abermals auf dem weißen Drachen durch den grünen Wald brausten. Da stieß der weiße Drache plötzlich an eine Baumwurzel, die Kunibert nicht beachtet hatte, machte einen mächtigen Sprung in die Luft, und ehe Kunibert sich's versah, lag die Dollarprinzessin auf dem Boden. Im Nu war Kunibert aus dem Automobil heraus, eilte auf die Prinzessin zu, hob sie auf und fragte sie zu Tode erschrocken:

„Um Gotteswillen — seid Ihr verletzt?"

„Nein," sagte sie lächelnd, „es hat mir nichts getan, lieber Kunibert — küsse mich!!!" Da schloß er sie in seine Arme und küßte sie dreimal auf ihren roten Mund. Und wie er sie das dritte Mal geküßt hatte, machte es „Puff — puff!" und ein giftiges Lachen erscholl und die alte Hexe, die Witwe Witherbar, stand mit ihrem Automobil „die Wespe" vor ihnen, mit einem großen roten Federhut auf dem Kopfe.

„Also darum konnte der ehrliche Kunibert nicht in meinen Dienst treten!!" rief sie und nickte hämisch mit dem Kopfe. Dann machte es wieder „Puff — puff!" und die Wespe dampfte davon.

Kunibert aber hob die schöne Olivia rasch in ihr Automobil und dann fuhren sie gesenkten Hauptes langsam davon. Die alte Hexe Witherbar jedoch fuhr spornstreichs in das Haus des Stiefelwichsekönigs und erzählte ihm und der Königin alles. Der Stiefelwichsekönig wurde gelb wie eine Zitrone vor Wut. Die Königin legte noch ein Dutzend Diamanten an und funkelte furchtbar. Dann schickten sie nach Olivia und Kunibert. Wie die beiden kamen und sahen die Eltern sowie die alte Hexe Witherbar mit ihrem großen roten Federhut, wußten sie, was

ihnen bevorstand. Der Stiefelwichsekönig wiederholte, was die Witherbar gesagt hatte und fragte:

„Kunibert — — ist das wahr?"

„Ja, es ist wahr!" erwiderte dieser.

Da konnte sich der ingrimmige Dollarkönig nicht mehr länger halten. Er stürzte sich auf den ehrlichen Kunibert und warf ihn gegen die Wand, daß es nur so krachte und die schöne Olivia laut aufschrie vor Entsetzen. Dann nahm der Dollarkönig eine Pille zur Beruhigung seiner Nerven. Nur die alte Witherbar lachte giftig. Da geschah etwas Wunderbares. Kunibert erhob sich, trat auf den ergrimmten Dollarkönig zu und sagte freundlich:

„Ich bitte um die Hand Eurer Tochter, der schönen Olivia!"

„Er ist meschugge!" schrie die alte Hexe Witherbar und der Dollarkönig nahm die zweite Pille.

„O nein!" sagte Kunibert. „Nun kann ich reden. Ich bin nämlich gar kein Schofför, sondern der Prinz Kunibert von Löwenklau, ehemals Leutnant Sr. Majestät des Kaisers von Deutschland bei den Ziethen-Husaren, der wegen allgemeinem Familienbankerotts seinen Abschied nehmen mußte. Soeben erhielt ich ein Telegramm von meinem Onkel, dem Grafen Bärenkopf, daß meine Tante, die Fürstin Adlerflügel

gestorben ist und mir vier Millionen Mark hinterlassen hat. Und abermals bitte ich um die Hand Eurer Tochter, der schönen Olivia."

Aber schon lag die schöne Olivia vor Freude weinend an Kuniberts Halse und schluchzte: „O du mein liebes Prinzchen!" und der Stiefelwichsekönig segnete die beiden und sprach gerührt:

„Mein Sohn — nun bist du meiner Familie ebenbürtig, trotz der lumpigen einen Million Dollars, die du mitkriegst. Denn Olivia kriegt zehn Millionen." Und die Dollarkönigin klingelte nach dem Diener, ließ sich noch sechs Brillantarmbänder bringen, für jeden Arm drei, und umarmte dann Kunibert.

Die alte Hexe Witherbar aber drehte sich dreimal wie ein Kreisel um sich selbst und fiel tot zu Boden. Vor Wut hatte sie der Schlag gerührt. Wer das alles nicht glaubt, läßt es bleiben.



Das Ekel.

Es wohnte im ersten Stockwerk. Nämlich das Ekel. Sein Name war Tim Sullivan — — ein alter kranker Junggeselle von sechzig Jahren. Sullivan hatte ein bartloses, runzeliges Mopsgesicht und einige gelbe Zähne. Auf dem kahlen Kopf trug er Sommer und Winter eine viel zu kleine, rot und weiß gestreifte Lawn-Tennis-Kappe. Das Haus, in dem er wohnte, gehörte ihm. Er hatte es mit dem Gelde erworben, das er als Stadtverordneter den Bürgern gestohlen hatte. Dieses Haus war ihm das Liebste, noch lieber als das Geld, das er durch den Verkauf verpantschten Bieres und Whiskeys erworben hatte. Warum hatte er dieses Geld in einem Hause angelegt? Weil er als Hausbesitzer die denkbar prachtvollste Gelegenheit hatte, ein Ekel zu sein und andere Leute zu ärgern. Er widmete sich dieser herrlichen Beschäftigung mit einer wahren Begeisterung. Wenn ein Mieter ein Zimmer neutapeziert haben wollte, schlug

er es rundweg ab. Oder wenn er es tapezieren lassen mußte und der Mieter eine grüne Tapete wünschte, so ließ er es rot tapezieren. Das Gas im Hause ließ er so spät wie möglich anstecken und so früh wie möglich wieder ausdrehen. Ueberdies hatte er in den Gängen und auf den Treppen Brenner mit den kleinsten Löchern anbringen lassen, damit die Flammen möglichst niedrig brannten. Die meiste Freude bereitete ihm aber der Winteranfang, wenn das Haus und die einzelnen Wohnungen mit Dampfheizung erwärmt werden mußten. Das schob er so lange wie möglich hinaus. Beschwerden der Mieter hörte er mit glücklichem Lächeln an, versprach zu heizen und heizte nicht. Schlug aber die Witterung um und wurde wieder sommerlich, wie so oft in New York zu November und Dezember, dann ließ er heizen. In den Wohnungen herrschte dann, selbst wenn die Heizapparate abgedreht waren, eine entsetzliche Tropen-Temperatur, welche die Mieter zur Verzweiflung brachte. In seinem Zimmer befand sich ein kleines Fenster, das öffnete sich nach dem sogenannten Luftschacht, der zwecks Zuführung von mehr Luft das ganze Haus vom Keller bis zum Dach durchlief. Wenn er das Fenster öffnete, so hörte er alles, was in den oberen Zimmern am Luftschacht laut gesprochen wurde. Dort saß er

mit Vorliebe und freute sich diebisch, so oft die Leute über die zu kalte oder zu heiße Wohnung fluchten. Dazu rauchte er seine gemeinen Zigarren, deren Gestank durch den Luftschacht den Mietern in die Wohnungen zog. Seine allerunangenehmste Eigenschaft war jedoch eine andere. Außer dem Luftschacht befand sich im Hause ein zweiter Schacht, in dem ein kleiner Aufzug lief. In diesen Aufzug taten die Schlächter, Gemüsehändler, Delikatessenhändler und sonstige Geschäftsleute unten im Erdgeschoß die Einkäufe der Hausfrauen und zogen die Waren dann nach der betreffenden Wohnung in die Höhe. Da war es nun ein köstlicher Zeitvertreib für Sullivan, der ja den ganzen Tag nichts zu tun hatte, in seiner Wohnung an dem Aufzug zu stehen und aufzupassen, was alles von unten in die Höhe kam. Wenn der Aufzug an seinem Stockwerk vorüber kam, so hielt er ihn an, besah und beroch alles, guckte womöglich hinein und ließ es dann weitergehen. Die Mieter protestierten und schimpften. Aber sie waren machtlos, denn das Ekel log, es wäre auch für ihn etwas im Aufzug gewesen.

Man kann sich also unschwer vorstellen, welcher Jubel in Sullivans Hause herrschte, als es eines Tages bekannt wurde, daß das Ekel kaum den Sommer erleben würde. Sullivan

war schon lange leidend. Das Leiden hatte sich verschlimmert und Doktor Weisbrot, sein Arzt, hatte es soeben Frau Mamie Leffler gesagt. Die runde Witwe Mamie Leffler mit den knallroten Backen war Sullivans Wirtschafterin und zugleich Pflegerin. Ein reizendes Amt, wie man sich denken kann. „Zuchthaus bei schwerer Arbeit muß ein Maskenball dagegen sein!“ pflegte Frau Leffler zu sagen, wenn von ihrer Tätigkeit die Rede war. An dem Nachmittag, an dem Doktor Weisbrot dem Ekel reinen Wein über seinen Zustand eingeschenkt hatte, war Frau Lefflers Küche von Mieterinnen gefüllt. Man gratulierte Frau Leffler.

„Das wären also höchstens noch vier Monate!“ rechnete eine der Frauen aus. „Gott sei Dank! Hat Ihnen das Ekel denn was vermacht für die langjährige Piesackerei und Schinderei?“

Frau Leffler lachte sarkastisch: „I wo! Das macht ihm ja gerade Spaß, daß ich denke, ich kriege was. Ein paar olle Möbel wird wohl alles sein. Sein Neffe kriegt das Haus. Das ist ein netter Mensch. Er will mir die Hausmeisterstelle geben mit freier Wohnung. Die Hauptsache ist, daß das Ekel abkratzt. Länger hätt ich's auch nicht ausgehalten, nein, ich hätte es nicht länger ausgehalten!“

„Ich kann's mir denken, wie er Sie geschunden hat!"

„Oh — — gräßlich, sage ich Ihnen. Jedes Stück Zucker zählt er. Und wenn ich ihm aus der Zeitung vorlas, mußte ich immer die Unglücksfälle vorlesen. Wenn einer bankerott gemacht hatte oder vom Zweirad gefallen war oder einer furchtbare Keile gekriegt hatte, da rieb er sich die Hände und meckerte wie ein oller Ziegenbock, wie ein oller Ziegenbock meckerte er."

Die Frauen schüttelten den Kopf und machten: „M-m! M-m! Ist es möglich?" Grade wollte Frau Leffler noch ausführlicher werden, als die Glocke aus Tim Sullivans Zimmer erscholl.

„Das Ekel!" sagte Frau Leffler. „Entschuldigen Sie mich!" Und sie wackelte aus der Küche.

Als Frau Leffler eintrat, saß Sullivan in seinem bequemen Lehnstuhl am Luftschacht und rauchte eine seiner gemeinen Zigarren, von deren Gestank die Fliegen ohnmächtig wurden. Das Fenster zum Luftschacht war offen, damit der Zigarrengestank den andern Leuten wieder in die Wohnungen ziehen konnte.

„Mamie," sagte Sullivan und blies eine dicke, stänkerige Rauchwolke nach Frau Leffler hin, „also mit mir ist nichts zu machen, meint der Doktor!"

„So?“ erwiderte die Frau und fächelte mit der Schürze den üblen Rauch von sich fort.

„Sie scheinen ganz vergnügt darüber zu sein, Mamie?“

„Wo denken Sie hin, Herr Sullivan? Ich verzog mein Gesicht nur so wegen des Rauches.“

„Der Doktor gibt mir nur noch vier Monate, der Schafskopf. Nicht mal bis zum Herbst kann er's verlängern. Und das will ein Doktor sein. Ich werde meinem Neffen auf die Seele binden, daß er den Doktor mindestens ein Jahr lang auf die Bezahlung der Rechnung warten läßt. Uebrigens — ich wollte eine Tasse heiße Milch haben, Mamie.“

Frau Leffler verließ das Zimmer, um die Milch zu besorgen. Von nun an hatte Sullivan nur noch den einen Gedanken, wie er seinen Mitmenschen in den bewußten vier Monaten das Leben noch so viel wie möglich verekeln könnte. Vor allem hatte er es auf einen abgesehen. Das war Patrick Murphy, der Begräbnisdirektor, wie er sich wohlklingender nannte. Murphy und Sullivan waren alte Bekannte schon von der Schule her. Die Politik hatte sie später zu Widersachern gemacht. Murphy war Republikaner, Sullivan Demokrat. Sie hatten sich oft als Kandidaten ihrer Partei um dasselbe Amt beworben und vor der Wahl in Versammlungen als

Redner einander gehörig runtergeputzt. Sulli-
van zog dabei gewöhnlich den kürzeren. Dreimal
war er seinem Gegner unterlegen. Das hatte
ihm Sullivan nie verziehen.

Einige Tage später, am Nachmittag, saß
Sullivan wieder in seinem Lehnstuhl und rauchte
eine seiner widerwärtigen Zigarren nahe dem
Luftschacht, als es klopfte und Herr Murphy
hereintrat. Murphy war wie immer ganz schwarz
gekleidet. Er trug schwarze Hosen, sowie einen
langen schwarzen Gehrock, der bis oben zuge-
knöpft war. Dazu trug er eine weiße Binde,
schwarze Handschuhe und einen Zylinder. Sein
Gesicht war immer sehr blaß und ernst, als ob
er um einen teuren Verblichenen trauere. Das
tat er aus Geschäftsrücksichten. Mund und Kinn
waren ausrasiert. Der einzige Bartschmuck be-
stand aus einem sorgfältig gepflegten Seitenbart.
Sein Konkurrent Cockran behauptete, Murphys
Haar und Bart wären eigentlich rot, aber er
färbte sie schwarz mit Rücksicht auf sein Geschäft.
Er sprach immer sehr leise, mit einer gewissen
trostreichen Milde.

„Wie geht's, Tim?" sagte Murphy und stellte
seinen Zylinder feierlich auf die Kommode. Dann
nahm er sich einen Stuhl. „Ich höre zu meinem
Bedauern, daß dein Befinden zu wünschen übrig
läßt." Er griff in seine Tasche und steckte sich

rasch eine Zigarre in sein Beileidsgesicht, um zu verhüten, daß ihm Tim eine von seinen anböte. Murphy war wirklich ein ganz geriebener Junge.

„Es könnte besser gehen, Pat. Jedenfalls ist es außerordentlich nett von dir, daß du dich persönlich nach mir erkundigst. Das ist so überaus freundschaftlich."

Pat lächelte sanft und sagte: „Tim, das ist ja nicht der Rede wert!" Er tat, als merkte er den Hohn in Sullivans Worten nicht. „Was mich besonders betrübt, ist jedoch das Gerücht, du würdest diesmal unsern alljährlichen Juliausflug nach Shohola Glen nicht mitmachen können." Tim verzog sein Mopsgesicht zu einem sauren Grinsen. „Der Hund!" dachte er. „Er hat also auch die Sache mit den vier Monaten schon erfahren. Wie er das umschreibt!" Tim wußte ganz genau, worauf Murphy zusteuerte und ein herrlicher Einfall kam ihm, ein ganz herrlicher Einfall, wie er Murphy einen bösen Streich spielen konnte.

„Ja, ja, Pat!" meinte er. „Mit dem Ausflug sieht's faul aus. Der Arzt hat mir höchstens noch vier Monate gegeben. Das wäre also ungefähr Juni. Es kann aber noch früher werden."

„Das ist ärgerlich!" erwiderte Pat und bekümmert fügte er hinzu: „Und ich hatte immer

geglaubt, mich würde der Teufel zuerst holen, weil ich sein größerer Liebling wäre!“ Tim schluckte die bittere Pille. Dann meinte er giftig:

„Wahrscheinlich hat er nicht Kohlen genug für das Extrafeuer, über dem er dich schmoren will.“

„Scherz beiseite, Tim! Du weißt, wir sind alte Freunde und natürlich wird es dir ein angenehmer Gedanke sein, zu wissen, daß es dein Freund Murphy ist, dem du dich auf deinem letzten Gange anvertraust?“

Das Ekel nahm die Zigarre aus dem Mund und stieß ein meckerndes Gelächter aus.

„Mit andern Worten — — Du willst das Geld an meinem Begräbnis verdienen.“

„Es wäre ein aufrichtiger Freundschaftsbeweis deinerseits, Tim!“

„Sollst du haben, Pat, sollst du haben! Ich lege alles vertrauensvoll in deine Hände. Auf die Kosten soll's mir nicht ankommen. Alles hochfein, verstehst du! Wir brauchen mindestens zwanzig Kutschen wegen der Mitglieder des Pocahontasklubs, aber elegant. Und nicht etwa die lausigen Kutscher mit alten grauen Jacketts und alten braunen Derbyhüten, oben grün vor Alter, oder gar einer mit'n Strohhut auf, wie bei Holihans Begräbnis. Dafür danke ich. Jeder Kutscher muß 'n Zylinder haben und zwar einen

anständigen, keine Beulen drin. Darauf mußt du achten, Pat! Und jeder schwarze Glacéhandschuhe, keine geplatzten, wo die Finger rausgucken."

„Ganz wie du bestimmst, Tim. Dein Wunsch soll mir heilig sein!"

„Weil du mehr dabei machst, Halunke! Und dann den Galawagen mit den weißen Federbüschen oben drauf und den silbernen Tauben."

„Sehr wohl, Tim. Und die gute Stube, wo die Feierlichkeit abgehalten wird, willst du natürlich wirkungsvoll dekoriert haben in Crepe und mit weißen Blumen und Lorbeer und Palmen?"

„Gewiß!"

„Und willst du für den letzten Gang lieber einen Frack oder einen Schlafrock anziehen? Schlafröcke sind jetzt sehr modern. Vor allem sind sie aber angebrachter. Man schläft doch nicht im Frack. Es sieht entsetzlich steif aus. Ein Schlafrock ist gemütlicher und bequemer."

„Schön — — nehmen wir einen Schlafrock. Den feinsten, den du hast. Preis überlasse ich dir."

„Sehr schön. Aber ich will mir das lieber notieren!" Er holte ein schwarzes Notizbuch hervor, das einen schwarzen Bleistift hatte, blätterte darin und schrieb, indem er das Geschriebene zugleich vorlas: „Tim Sullivan, Begräbnis erster

Kasse. Galawagen. 20 elegante Kutschen. Kutscher alle in Schwarz, Zylinder, schwarze helle Glacéhandschuhe. Gute Stube dekoriert. Hocheleganter Schlafrock. — — Sehr schön! Das wird sehr fein werden. Ein gesellschaftliches Ereignis. Die Nachbarschaft wird wochenlang davon sprechen. Und das letzte Ruhebett, Tim?" Murphy gebrauchte immer dieses Wort, das so überaus anheimelnd und gemütlich klang.

„Ja, das ist nun eine besondere Sache!" sagte das Ekel mit einem boshaften Grinsen. „Das wird nicht so leicht zu erledigen sein. Du weißt, wir Irländer sind darin kitzlich. Wozu soll man das den Verwandten überlassen? Ich bin der Ansicht, daß der zu Begrabende dabei ebenfalls ein Wort mitzureden hat, so lange er überhaupt reden kann."

„Sehr richtig!" bemerkte Murphy salbungsvoll und leckte an seinem schwarzen Bleistift, um neue Notizen zu machen.

„Man probiert einen neuen Anzug an, man sieht sich ein neues Möbel an, das man kauft, zum Beispiel ein neues Bett. Ich will auch mein letztes Bett selber auswählen."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Sehr einfach, Pat. Da mir das Treppensteigen verboten ist, kann ich nicht zu dir kommen. So wirst du die Güte haben, mir einige deiner

sogenannten letzten Ruhebetten hier in die Wohnung zu schaffen. Du hast ja genug auf Lager, du bist ja zugleich Fabrikant."

„Tim, das ist eine sonderbare Zumutung. Nie in meinem Leben —"

„Wenn du nicht willst, läßt du's bleiben. Charlie Cockran tut's mit Vergnügen. Wir haben schon darüber gesprochen." Das wirkte. Charlie Cockran war Murphys Konkurrent. So ein feines Geschäft dem Cockran lassen? Niemals!

„Nun gut, wenn du drauf bestehst. Aber es ist eine verfluchte — —" er biß sich auf die Lippen — — „es ist eine harte Arbeit, Tim. Wann soll ich dir einige Ruhebetten zeigen?"

„Gleich morgen, so gegen sieben Uhr abends, wenn's dunkel wird — — wegen der neugierigen Idioten!"

„Schön — — das wäre also vorläufig alles. Ich danke dir vielmals für den noblen Auftrag, Tim." Er reichte ihm die Hand, ergriff seinen Zylinder und empfahl sich. Draußen sagte er zu sich: „Dieses niederträchtige Ekel! Das wird nett werden!" Ihm ahnte etwas. Drinnen rieb sich das Ekel die Hände und sagte zu sich: „Warte nur, du miserabler augenverdrehender Heuchler — — Dir soll bei dem noblen Auftrag noch übel werden!"

Am nächsten Abend fuhr Murphy bei Sullivan mit einem Wagen voll letzter Ruhebetten vor. Er hatte einen Gehilfen bei sich. Als sie mit dem ersten Ruhebett oben anlangten, stand Frau Leffler auf der Treppe. Sie schlug die Hände zusammen und rief: „Nein, so etwas! Ich dachte, es wäre ein schlechter Witz von Herrn Sullivan gewesen. Ist eine solche blödsinnige Geschichte möglich, ja, ist sie wirklich möglich?"

„Wie Sie sehen — — ja!" sagte Murphy milde und trocknete sich den Schweiß von der Stirn, denn er hatte tapfer mit angefaßt. „Machen Sie uns, bitte, die Tür auf!" Frau Leffler öffnete die Tür zu Sullivans Zimmer.

„Ach, da bist du ja, Pat!" rief Sullivan vergnügt, als Murphy mit dem Ruhebette erschien und es behutsam auf den Boden stellte. „Sieht nicht übel aus. Was kostet das Ding?"

„Zweihundert Dollars, Tim. Cedernholz, silberne Griffe, innen alles rosa Atlas, sehr vornehm und bequem. Du wirst dir's dreimal überlegen, ehe du dereinst der Auferstehungs-Posaune Folge leistest."

„So — — meinst du? Nun — — versuchen wir's mal, wie ich mich darin ausnehme." Er erhob sich, unterstützt von Frau Leffler. Murphy und sein Gehilfe packten ihn und legten ihn behutsam in den Sarg. „Er sieht zu dumm aus

mit seinem rot und weiß gestreiften Lawn-Tennis-Käppchen und der Zigarre im Munde!" dachte Murphy.

„Wie sehe ich aus?"

„Sehr anständig, sehr würdig, Tim!" sagte Murphy.

„Es kleidet Sie großartig, nein wie großartig es Sie kleidet, Herr Sullivan!" sagte Frau Leffler voller Bewunderung. Sie setzte im stillen hinzu: „Wenn er doch gleich drin bliebe!"

„Na, dann versuchen wir den nächsten!" meinte das Ekel. Man half ihm wieder heraus. Murphy und sein Gehilfe trollten sich und schleppten einen neuen Sarg hinauf. Er war aus Rosenholz, mit Ebenholz ausgelegt und hatte Goldverzierung. Der gleiche Vorgang wiederholte sich, bis vier Särge im Zimmer standen. Aber nun begann Sullivan zu mäkeln. Hier gefiel ihm die Farbe nicht, dort die innere Dekoration nicht, dann wieder der Metallbeschlag nicht, oder die Handschnitzerei, oder der Preis oder das Holz. Bald wollte er einen, der seitwärts aufgeklappt werden konnte, bald einen, der sich in der Mitte aufklappen ließ. Er wollte mehr sehen, etwas aus Metall zum Beispiel, ehe er seine Auswahl traf. Murphy mußte in zwei Tagen wiederkommen und die Geschichte begann

von neuem. Für Murphy war es eine entsetzliche Arbeit, eine Folter. Es war keine Kleinigkeit, dieses Treppen auf und ab, besonders mit den schweren Metallsärgen, dieses endlose Einpacken und Auspacken des gewichtigen Sullivans in dem kleinen Zimmer, das überhitzt war — — überhitzt auf besondere Anordnung Sullivans — — und angefüllt mit dem schauderhaften Gestank von Sullivans Zigarren. Murphy verlor rapide an Körpergewicht. Aber Sullivan ließ nicht locker. Er war bereit, 600 Dollars, 800 Dollars und mehr für sein letztes Ruhebett zu bezahlen. Der habgierige Murphy biß die Zähne zusammen und schleppte neue Särge herbei und Sullivan lachte sich ins Fäustchen. Wenn Murphy vor dem Hause vorfuhr, versammelte sich eine Menschenmenge, die schlechte Witze über ihn machte. Aber er überhörte sie. Das ging so zwei Wochen lang, zu Sullivans unendlicher Wonne. Nur noch einen Abend, so hatte Sullivan ihn getröstet, würde er zu kommen brauchen. Dann gedächte er endgültig seine Wahl zu treffen. Er wollte noch einmal die beiden ganz feinen Mahagonisärge mit Handschnitzerei und Goldverzierung sehen für 1000 Dollars und für 1500 Dollars. Einen davon würde er nehmen. Also kam Murphy abermals mit den beiden Galasärgen angefahren, hob den

für 1500 Dollars vom Wagen und trug ihn schwitzend und stöhnend die Treppe hinauf. Als er oben anlangte, kam ihm Frau Leffler sehr aufgeregt entgegen.

„Ach, Herr Murphy!" sagte sie, „Sie kommen umsonst. Mit dem Ekel — — mit Herrn Sullivan geht's zu Ende. Das Herz will nicht mehr. Der Doktor ist bei ihm und macht ein bedenkliches Gesicht, ein sehr bedenkliches Gesicht macht er."

„Hm-hm!" machte Murphy und pustete und pfiff wie eine Dampfmaschine, die den überflüssigen Dampf herausläßt. „Darf ich hinein?"

„Nein — — er soll nicht aufgeregt werden!"

„Na — — dann muß ich wieder abziehen!" Er fluchte etwas in sich hinein, das nicht zu verstehen war. Dann sagte er: „Der arme Teufel! Er tut mir leid."

Drinnen im spärlich erleuchteten muffigen Schlafzimmer lag Sullivan halb bewußtlos im Bett. Doktor Weisbrot gab ihm Champagner und nahm eine Einspritzung von Strychnin vor, um das Herz zu stimulieren.

„Pat," flüsterte Sullivan, „ich nehme den für tausend Dollars. Und vergiß das nicht mit den Zylindern und den Handschuhen und — und —" Das übrige wurde übertönt von einem furchtbaren Gepolter auf der Treppe. Der Kranke riß die Augen auf.

„Was war das? Doktor, sehen Sie nach, was das war! Wahrscheinlich hat so ein verfluchter Mieter —"

Aber noch ehe der Doktor nachsehen konnte, war schon Frau Leffler ins Zimmer gekommen.

„Herr Doktor, nein so was! Ein Unglück nach dem andern. Herr Murphy ist mit dem Sarg für 1500 Dollars die Treppe heruntergefallen. Alles in Stücke, der ganze schöne Sarg, der Herrn Sullivan so schön stand."

„Hähä!" meckerte Sullivan im Bett. Der Doktor ersuchte Frau Leffler, einen Augenblick bei Sullivan zu bleiben und eilte hinaus.

„Alles in Stücke — — der für fünfzehnhundert Dollars!" schmunzelte Sullivan vor sich hin.

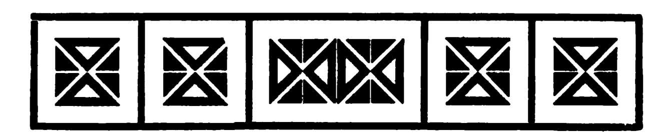
Der Doktor kam zurück.

„Und Murphy hat das linke Bein gebrochen!" sagte er zu Frau Leffler. „Ich habe nach meinem Kollegen Ferguson geschickt."

„Und Murphy hat das linke Bein gebrochen!" wiederholte Sullivan verklärt. „Und Murphy — — und Murphy — —"

Dann schwieg er für immer. Aber ein glückseliges Lächeln lag noch auf seinen häßlichen Zügen. Er war glücklich gestorben, vollkommen glücklich.





Vom Mann, der alles umtauschte.

Mein Freund Otto Tomkins Ackerman ist ein lieber Kerl, ein sehr lieber Kerl. Von Beruf Arzt. Wenn er auf der Straße einen Bekannten trifft, so ist ihm das eine Freude, als ob er soeben an der Börse fünftausend Dollar gewonnen hätte. Denn wie so viele New Yorker Aerzte spekuliert er. Er schüttelt einem fünf Minuten lang die Hand mit geradezu verklärtem Gesicht, erkundigt sich nach dem werten Befinden, gesteht, daß man aussehe wie ein blühender Kirschbaum, und sagt zum Schluß: „Kommen Sie, wir müssen eins auf Ihr Wohl trinken!" Es ist unmöglich, seiner Liebenswürdigkeit zu widerstehen. Und doch — auch in seinem wohlregulierten Denkapparat war ein Schräubchen los, ein ganz kleines Schräubchen, wie sich das für einen richtigen Yankee gehört. Eine einzige Absonderlichkeit reihte auch ihn dem großen Heer der „Cranks" ein, die eine amerikanische Eigen-

tümlichkeit bilden. Seine Marotte war, alles umzutauschen, und zwar nicht bloß Geschenke, die er erhielt, sondern auch Sachen, die er sich selbst anschaffte. Ich kam hinter seine Marotte einmal nach Weihnachten. Da sah ich den zweibeinigen Wolkenkratzer (so nannten wir ihn wegen seiner Dünnheit und Länge) den Broadway hinaufsausen, mit unheimlichen Schritten, die jeder fürchtete, wenn er mit ihm spazieren ging. In der Linken trug er die lederne, braune Doktortasche, die für die Aufnahme von medizinischen Instrumenten und allerlei sonstigem Handwerkszeug bestimmt ist. Natürlich sollte ich sofort mitkommen, damit er auf mein Wohl eins trinken könne. Aber ich schlug es ihm ab.

„Zudem," meinte ich, „sind Sie jedenfalls in Eile, zu Patienten!" Und ich deutete auf die Handtasche.

„Ach nein," erwiderte er im sogenannten gebildeten Deutsch der Kinder deutscher Eltern in Amerika, „was ich hier in dieser Tasche habe, sind die Präsente von meine Freunde und von die Patschenten." Er meinte Patienten. „Es sind wunderscheene Sachen, aber ich will sie umtauschen." Damit öffnete er die Tasche, und ich erblickte drei Tintenfässer, vier Papieraufschneider, zwei Briefbeschwerer, fünf Zigarrenspitzen, drei Geldtaschen und sieben Schlipse.

„Warum wollen Sie denn das alles umtauschen?“

„Ja, wissen Sie, ich bin nicht leicht zu befriedigen. Und dann, es is eine Masse Spaß dabei.“

Damit verabschiedete er sich lachend und sauste in einen Laden, wo allerlei Luxusartikel zu haben waren. Noch drei Wochen nach Weihnachten machte er die Geschäfte am Broadway und der Fünften Avenue unsicher. Ich erfuhr, daß man ihn dort schon kannte und zu dem Ungeziefer rechnete. Kostbare Zeit vertrödelte er mit der Umtauscherei. Aber wenn er alles umgetauscht hatte, war er glücklich. Kein Geschenk fand seinen ungeteilten Beifall. Daher brachten ihn die Geschenke zur Verzweiflung, die sinnige Damen für Doktoren höchsteigenhändig zu verfertigen pflegen, zum Exempel die beliebten Sofakissen. Die konnte er wohl oder übel nicht umtauschen. Aber einmal erwischte er so ein weibliches Wesen doch. Eines Abends klingelte es bei mir, und Ackerman erschien mit einem Paket.

„Sagen Sie mal,“ sagte er, „Sie haben doch gewiß irgendeins von die Bicher, wo die Flaggen von alle Velker und Natschonen drin sind. Kennte ich's mal ansehen?“

„Mit Vergnügen. Aber wozu brauchen Sie die Flaggen?"

„Ja, sehen Sie, da hat mir hier so eine Patschentin (er öffnete das Paket) ein Sofakissen geschenkt mit die Flaggen von alle Velker drauf. Ich mechte mal nachsehen, ob die Farben richtig sind."

„Aha, um es nötigenfalls zurückzusenden, ich verstehe."

Er nickte vergnügt. Also gab ich ihm das Buch, und er setzte sich an den Tisch und begann zu vergleichen. Und er stieß einen Freudenschrei aus und noch einen und einen dritten.

„Hurra!" rief er, „sie hat alles durcheinandergeschmeißt. Zwei Flaggen haben ganz falsche Farben, und die franzesische hat die Farben in falscher Reihenfolge!" Diese Seligkeit Ackermans! Richtig brachte er der Patientin das Kissen zurück und bat freundlichst, doch den Irrtum mit den Farben zu beseitigen. Seine Familie hatte längst ein Abkommen mit ihm getroffen, daß er sich seine Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke selbst kaufen solle. Aber die Gerechtigkeit erfordert es, festzustellen, daß er gegen sich selbst ebenso unerbittlich war, wenn er etwas kaufte. Zum Exempel — er hatte sich in dem größten Warenhaus der Stadt einen neuen Hut gekauft. Er gefiel ihm ausnehmend.

Dies, erklärte er, sei der einzig richtige Hut für ihn, den er tragen könne. Nach zwei Tagen tauschte er ihn gegen einen harten, braunen Hut um und nach abermals zwei Tagen den braunen gegen einen weichen, schwarzen Filzhut. Dann tauschte er den schwarzen Filzhut gegen einen importierten Bierkrug und den Bierkrug zuletzt gegen zwei Kannen Spargel um. Er brachte alles fertig. Man sagte ihm nach, daß er seine unersättliche Umtauschlust sogar an seinen Patienten ausließe, in der Weise, daß er einen Patienten mit Herzerweiterung gegen einen Patienten mit Gallensteinen austauschte, den ein anderer Kollege behandelt hatte.

Eines Abends, im Sommer, sitze ich auf der Veranda eines Hotels in Far Rockaway, esse ein Backhuhn und blicke träumerisch auf das leise, wogende, mondbeglänzte Meer, als mir jemand auf die Schulter klopft. Es war Ackerman in Begleitung einer überaus niedlichen, lächelnden Blondine.

„Gestatten Sie," sagt er, „daß ich Ihnen meine Braut vorstelle — Fräulein Myra Hiller."

Ich lade ihn ein, an meinem Tisch Platz zu nehmen. Das nimmt er mit Dank an. Nein, so etwas Verliebtes hatte ich lange nicht gesehen. Alle fünf Minuten fischte er nach Myras molligem Händchen, zog es über den Tisch näher

zu sich heran und streichelte liebkosend daran herum.

„O Otto," sagte dann Myra mit holdem Lächeln und ebenfalls im „gebildetsten" Deutsch-Amerikanisch, (denn auch sie war von deutscher Abkunft), „du solltest dich schämen. Alle Leite sehen es und lachen in ihre Aermels." Und Otto erwiderte glückselig: „Ach — das stert mich nich, Myra. Es macht hechstens ihren Mund wässern!"

Das war im Juni. Im September traf ich Ackerman in Maillards französischer Konditorei am Broadway, wiederum in Begleitung einer jungen Dame.

„Gestatten Sie," sagte Ackerman freundlich, „daß ich Ihnen meine Verlobte vorstelle, Fräulein Helen Stuart."

Also es war ganz so gekommen, wie ich gedacht hatte. Er hatte Myra gegen Helen umgetauscht, weil die „Brinetten", wie er mir später sagte, doch interessanter seien als die Blondinen; ferner, weil Helen tausendmal lieber und „sißer" sei. Sie hatte nämlich Geld, kam aus dem Süden, aus Memphis in Tenessee, wo eine Baumwollplantage ihr zukünftiges Eigentum war. Die bekam sie, wenn eine Tante starb. Dann wollte er nach dem Süden gehen und Plantagenbesitzer werden. Oder vielleicht ließ sich die Baumwoll-

plantage gegen eine Apfelsinenplantage in Florida umtauschen. Unermeßliche und ganz neue Umtauschmöglichkeiten eröffneten sich da im Süden. Nach drei Monaten war auch Helen umgetauscht gegen Henny Hock, eine wohlhabende Waise; ihre Mutter war Schauspielerin gewesen. Die war schwarz und hatte ein Paar feuchte, dunkle Augen, die unter halbgeschlossenen Lidern leuchteten, und volle, rote Lippen, um die ewig ein geheimnisvolles Lächeln spielte. Ihre Figur war von quellender Rundung, und sie kleidete sich mit raffinierter Einfachheit, die nichts verbarg. Dabei war sie von Gesicht kaum schön zu nennen. Die tauschte er nicht um. Sie wußte offenbar, wie Ackerman behandelt werden mußte. Je leidenschaftlicher er war, desto kühler blieb sie. Und weil sie ihn befürchten ließ, sie könnte ihm entwischen, heiratete er sie Hals über Kopf. Wie er uns gestand, war er mehr im Himmel als auf Erden, seit Henny seine Frau war. Wir lächelten.

„Ja," sagte einer von Ottos Freunden, „wenn du nicht diese verwünschte Umtauschsucht hättest!"

„Aber ich habe sie doch geheiratet!" erwiderte er gekränkt. „Wir sind aneinander gebindet. Mit den andern war ich doch nur verlobt. Das ist ein Unterschied!"

„Sehr schön — es gibt Scheidungen, nicht wahr?"

„Unsinn — Henny hat mir gesagt, sie würde mir das Vergnigen am Umtauschen schon abgewehnen!"

„So, so — siehst du, sie traut dir nicht. Nun — hoffentlich glückt's ihr!"

Nein — es glückte ihr nicht. Im Gegenteil — sie selbst wurde von ihm angesteckt. Den Frauen ist ja der Hang zum Umtauschen so wie so eigentümlich. So dauerte es nicht lange, und Otto und Henny betrieben das Umtauschen um die Wette, leidenschaftlich, gleichsam sportmäßig. Henny übertraf darin sogar noch ihren Gatten, schon deshalb, weil sie mehr Zeit hatte. Von früh bis spät war sie unterwegs, um tausenderlei Dinge umzutauschen — eigene und solche, die ihrem Mann gehörten. Zuletzt wurde es eine Strapaze für sie. Sie wurde immer blässer, immer matter, immer nervöser. Da es Winter war, empfahl der Arzt eine Erholung im Süden. Und eines Tages reiste sie ab, zu einer Freundin nach San Antonio in Texas. Sie schrieb dann und wann, daß sie sich wunderbar erhole. Als ich eines Abends zu Ackerman kam, stand er vor dem Spiegel und lachte wie ein Idiot.

„Was ist denn los?" fragte ich belustigt. „Und wie geht's Ihrer Frau?"

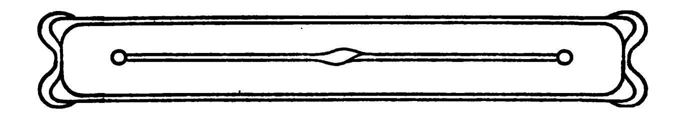
„Ausgezeichnet — da lesen Sie ihren letzten Brief, aber laut!“ Er wies auf sein Pult.

Ich nahm den Brief und las: „Lieber Otto! Ich bin schon in New York zu der Ueberzeugung gekommen, daß wir doch eigentlich nicht zueinander passen, und halte es daher für besser, nicht mehr zu Dir zurückzukehren. Nimm mir meinen Entschluß nicht übel. Ich kann nicht anders. Ich habe schon in New York einen Mann kennen gelernt, der mein lange gesuchtes Ideal verkörpert, und habe mich entschlossen, ihn mit Dir zu vertauschen.“

„Zu vertauschen!“ johlte Ackerman. „Famos — wie? Zu vertauschen! Ich könnte bleken wie eine ganze Schafherde!“

Ich las weiter: „Mein Ideal ist mir hierher gefolgt. Habe tausend Dank für alle Deine Güte und versuche, bitte, nicht, mich umzustimmen oder nach hierher zu kommen. Es wäre vergebens. Wenn Du diesen Brief erhältst, sind wir schon fort von hier. Verzeihe mir und behalte in gutem Angedenken Deine Henny.“

„Huhuhu — hahaha!“ lachte Ackerman, „also selbst umgetauscht!“ warf sich in seinen Diwan und streckte die endlosen Beine gegen die Decke.



Hiram von Matamoras.

Weit draußen in den duftigen, grünen Bergen, nicht weit von Matamoras, lebte einmal ein junger Farmer namens Hiram Wannamaker. Sein Urgroßvater war ein Deutscher gewesen vom Rhein und hatte Wannemacher geheißen. Hiram galt allenthalben als überaus ehrlich und rechtschaffen. Man sagte, er habe noch nie in seinem Leben eine Lüge gesprochen. Nun begab es sich, daß Hiram eines schönen Tages einen Brief aus New York erhielt. Der Brief kam von einem Advokaten und besagte, ein Onkel von Hiram Wannamaker sei gestorben und habe ihm 250 Dollars hinterlassen. Hiram solle daher sofort nach New York kommen und sich als Neffe und Erbe ausweisen. Darob entstand in dem einsamen Walddörfchen eine gewaltige Aufregung. Hiram Wannamaker hat zweihundertfünfzig Dollars geerbt! Hiram Wannamaker reist nach New York. Denkt euch! Noch nie hatte jemand in Matamoras von einem Onkel in New York etwas

geerbt. Nie auch war jemand von Matamoras in New York gewesen, der gewaltigen, reichen, fabelhaften Stadt am Meere, von der solche wundersame Geschichten in der Zeitung standen. Und dahin reiste nun Hiram. Was würde er alles zu sehen und zu hören bekommen, was würde er alles erleben!

Lauter Wunder erlebte er. Daß er zweihundertunfünfzig Dollars ausgezahlt erhielt, schien ihm noch das unbedeutendste der Wunder. Da waren die berühmten Wolkenkratzer am Broadway — vierundzwanzig, fünfundzwanzig und dreißig Stock hoch. Das höchste Gebäude hatte gar fünfunddreißig Stockwerke und ein Polizist hatte Hiram gesagt, oben auf dem Dach läge ewiger Schnee und wenn er hinauffahren wollte, so sollte er sich nur einen Pelz mitnehmen, sowie einige belegte Butterbrode, damit er nicht unterwegs verhungere. Nein und dieser Lärm und diese Wagen! Er war völlig betäubt und es erschien ihm ein Wunder, daß sie ihn nicht totfuhren. Ja, und die Feuerwehr kam daher. So etwas! Drei Pferde vor einem Wagen, der so lang war wie die Kirche von Matamoras hoch ist und hinten drauf ein Mann, der den Wagen steuerte, wenn er um die Ecke bog. Und auf dem Omnibus fuhr er die Fünfte Avenue entlang und sah die Frau Vanderbilt, wie sie aus

ihrem rotweißen Palast kam und in die Kutsche stieg. Aber die Vanderbilt sah genau so aus, wie alle übrigen Menschen und man merkte ihr gar nicht an, wie reich sie war. Auch den Palast vom Astor sah er und den von Carnegie und die Löwen und Giraffen und Elefanten in der Menagerie. Und auf drei Bahnen auf einmal konnte der New Yorker fahren: auf einer unter der Straße, einer auf der Straße und einer über der Straße.

Und dann kam das Wunder der Wunder. Es war am Tage vor seiner Rückreise nach Matamoras. So um vier Uhr Nachmittags herum. Hiram schlenderte am Broadway einher, da wo die Theater sind und die vielen kleinen Läden. Da gab's was zu sehen. Schokolade, Bonbons, Hüte, braune Stiefel, schwarze Stiefel und Stiefel, die so glänzen, daß einem die Augen weh tun, wenn man draufsieht. Der Mann, der mal mit seinem feinen Wagen durch Matamoras durchfuhr und umkippte, hatte solche Stiefel angehabt. Dessen erinnerte sich Hiram. Da stand er vor einem Laden und sah sich die schönen Schlipse an und überlegte, ob er sich wohl den einen kaufen könnte. Er war himmelblau mit roten Tupfen darauf und sah wirklich großartig aus. So einen Schlips gab's in ganz Matamoras nicht. Mit einem Male, wie er so auf den Schlips

sieht, hört er eine Stimme neben sich, eine weibliche Stimme, die sagt:

— „Herr Johnson — wie geht es Ihnen?"

Hiram dreht sich überrascht um und da steht eine junge Dame neben ihm und lacht ihn an. Er war wie versteinert. Man bedenke — eine junge Dame hatte das gesagt, verteufelt hübsch und hochfein angezogen und sie roch so süß, wie alle Rosen in des Pastors Garten in Matamoras zu einem Strauß zusammengebunden. Natürlich sah er gleich, daß sie ihn mit einem andern verwechselte und so sagte er:

„Entschuldigen Sie, Madame — aber mein Name ist nicht Johnson, sondern Wannamaker, Hiram Wannamaker aus Matamoras."

Da sagte sie: „Nein diese Aehnlichkeit! Ich hätte darauf schwören mögen, Sie wären Herr Johnson aus Albany, den ich vor einigen Monaten dort kennen lernte, als ich bei meiner alten Tante in Albany zu Besuch war. Sind Sie zum erstenmal in New York, Herr Wannamaker?" Das bejahte er und nun fragte sie ihn, wie ihm New York gefiele und was er schon gesehen hätte. Und sie war so überaus nett und freundlich, daß sie so zusammen dahinwanderten und plauderten wie zwei alte Freunde. Hiram erzählte ihr, daß er wegen einer Erbschaft von Onkel Kerner noch New York gekommen sei.

„Kerner?“ fragte sie. „Hat er Kinder?“

„Jawohl,“ sagte Hiram, „einen Sohn Charlie und eine Tochter Gertie.“

Da meinte sie: „Nein, dieser Zufall — — mit der Gertie bin ich ja zur Schule gegangen!“

Und auch den Onkel hatte sie gekannt. Ihr Mann, erzählte sie, war im Versicherungsgeschäft gewesen, aber gestorben, und sie lebte nun bei der Großmutter, die augenblicklich im Lande wäre. Dann fragte sie plötzlich, ob Hiram schon in Coney Island an der See gewesen wäre. Davon hatte er nun nie gehört und sie meinte:

„Da müssen Sie unter allen Umständen hin, da geht jeder hin, der aus dem Lande kommt, denn so etwas sehen Sie Ihr Lebtag nicht wieder!“

Und wenn es ihm recht wäre, so käme sie mit und zeigte ihm alles. Sie gestand, daß sie so wie so nach Coney Island wollte, wo sie Herrn und Frau Smith zu treffen gedachte. Er wäre Lehrer der Sonntagsschule an der Baptistenkirche und würde gewiß sich freuen, Hiram kennen zu lernen. Da wären sie in guter Gesellschaft. Hiram ließ sich das nicht zweimal sagen und so fuhren sie denn nach Coney Island. Da war's herrlich. Zum erstenmal in seinem Leben sah Hiram das weite blaue Meer und den Strand, wo die Leute baden, und alle die

Karussells und die Musik und die Restaurants und die künstliche Kuh, wo einer an einem Griff dreht und es fließt eiskalte Milch aus dem Euter.

„Heiliger Roosevelt!“ sagte Hiram, „was diese Kerls in New York nicht alles können!“

Und dann haben sie das Wettrennen auf den hölzernen Pferden mitgemacht.

Er setzte sich auf eins der hölzernen Pferde, von denen immer sechs in einer Reihe stehen, auf Rollen, und Eva, so hieß sie, setzte sich auf das Pferd daneben und hui! gingen die Viecher los wie das Donnerwetter immer geradeaus — — hui! rum um eine Ecke — — hui! wieder zurück — — hui! und da waren sie wieder da. Und dann sind sie wieder in einem Boot einen steilen Berg hinaufgefahren und auf der andern Seite wie das Donnerwetter wieder hinunter, daß sich Hiram den Bauch festhielt, weil er glaubte, die Eingeweide flögen ihm hinaus. Und dann sausten sie gerade hinein ins Wasser und noch eine ganze Strecke darüber hin, wipp — — wupp, wipp — — wupp! Es war großartig. Zuletzt gingen sie in das Restaurant, wo sie den Sonntagsschullehrer treffen sollten und seine Frau. Aber diese kamen nicht. Da aßen sie denn ohne Schullehrers zu Abend. Was Hiram aß, wußte er selber nicht. Er hatte von solchen

Dingen nie gehört. Aber verdammt fein schmeckte alles. Und dazu tranken sie Bier und Cocktails und die Musik spielte, und die feine junge Dame nickte ihm zu und lachte so vergnügt, daß ihm ganz absonderlich ums Herz wurde. Teufel, die Augen, die sie machte! Hiram glaubte, er wäre im Himmel und hin und wieder kniff er sich ins Bein, um sicher zu sein, daß er nicht träumte. Na, da war es nun spät geworden und die elektrischen Lichter wurden angesteckt und Hiram meinte, er müßte nach Hause, weil er doch am nächsten Tage abreisen wollte. So fuhren sie nach New York zurück. Hiram wollte in sein Hotel an der Lexington Avenue. Aber Eva meinte, es wäre noch zu früh für New York, zu Bett zu gehen, und er müßte erst einen der berühmten deutschen Ratskeller am Broadway sehen, da wäre es gar lustig. Er konnte ihr schon gar nichts mehr abschlagen, so vernarrt war er in die reizende Wittib. So gingen sie in den Ratskeller vom Hotel Marlborough. Es war ein Restaurant unter der Straße, ganz merkwürdig eingerichtet mit alten Bierkrügen an den Wänden, in die sechs Glas Bier auf einmal hineingingen. Und Musik gab es und die Leute sangen mit, wenn dieses oder jenes Lied gespielt wurde. Hiram war ganz ausgelassen. So etwas steckt an, wie man weiß. Als sie

wieder draußen waren, kamen ihm die Beine merkwürdig wackelig vor. Und er sagte:

„Heiliger Roosevelt — — wie soll ich nach dem Hotel kommen?"

„Ach," meinte die Witwe Eva, „Sie kommen einfach mit mir mit in Großmutters Wohnung, da können Sie ruhig schlafen. Wollen Sie, mein lieber Hiram?" Und dabei blickte sie ihn so lieb an mit ihren sanften braunen Augen. Und ehe er noch etwas sagen konnte, hatte sie ihn am Arm und winkte so einem Ding auf zwei großen Gummirädern, das sie einen Hansom nennen, und in kurzer Zeit hielten sie vor ihrem Hause. Sie bezahlte für den Wagen. Hiram wollte bezahlen, aber sie erlaubte es nicht. Und dann ging's die Treppe hinauf im Dunkeln, und sie schloß eine Tür auf, knipste mit etwas und sofort war es hell und da sagte sie:

„Mein lieber Hiram, jetzt sind wir in Großmutters Wohnung. Ich will Ihnen zeigen, wo Sie schlafen können."

Sie machte eine andere Tür auf, knipste wiederum an irgend etwas und plötzlich stand Hiram in einem hellen Zimmer. Das wäre für gewöhnlich Großmutters Schlafzimmer, meinte sie. So ein feines Schlafzimmer hatte Hiram sein Lebtag nicht gesehen. Die Wände waren ganz rot mit goldenen Schnörkeln darauf und es

duftete so schön in dem Zimmer, grade so wie Eva duftete. Sobald er sich ausgekleidet hätte, meinte sie, brauchte er nur den schwarzen Knopf neben der Tür herumzudrehen und es würde dunkel. Sie machte ihm das vor und es wurde dunkel. Und dann drehte sie wieder und es wurde hell. Es war ganz wunderbar.

„Und nun gute Nacht, lieber Hiram!" meinte sie und ehe er sich's versah, umarmte sie ihn und gab ihm einen Kuß. Er wollte noch einen haben, aber sie war aus dem Zimmer. Da kniff er sich wieder ins Bein, um sicher zu sein, daß er wachte und das wirklich erlebte. Und es war wirklich so.

Am nächsten Morgen war er früh auf und wie er aus dem Zimmer trat, stand da ein kohlenschwarzes Frauenzimmer mit einem weißen Häubchen und grinste und sagte:

„Fräulein Eva wartet schon im Eßzimmer mit dem Frühstück." Es fiel ihm gar nicht auf, daß sie die junge Witwe Fräulein nannte. Sie führte ihn ins Eßzimmer, wo Eva auf dem Sofa saß und einen Brief las. Er gab ihr ohne weiteres einen herzhaften Schmatz. Er hielt sich nun dazu berechtigt. Aber sie war sehr traurig. Sie erzählte, soeben hätte die Großmutter vom Lande geschrieben, Eva sollte ihr sofort fünfzig Dollars schicken, sie wäre krank.

„Und das Schlimmste ist," gestand sie, „ich habe zufällig kein Geld bei mir. Es ist schrecklich!"

Hiram war nur zu froh, der reizenden Frau gefällig zu sein und griff in seine Brusttasche und gab ihr das Geld von seiner Erbschaft. In zwei Tagen wollte sie's ihm zurückschicken, versprach sie. Und dann frühstückten sie fröhlich und Hiram bedankte sich noch vielmals, gab ihr noch einen Kuß und sagte Lebewohl.

Am nächsten Tage in der Frühe, als die Drosseln in den Bergen sangen, flog die Kunde durch Matamoras: Hiram Wannamaker ist wieder da! Merkwürdig — es war derselbe Wannamaker und doch wieder nicht. Ihn umschwebte etwas Geheimnisvolles, Bedeutendes, denn er war jetzt der einzige Mensch in Matamoras, der in New York gewesen war. Er hatte noch kaum die Tür von seinem bescheidenen Farmhaus aufgeschlossen, so kamen auch schon die Nachbarn und wollten seine Erlebnisse hören. Ja, was er da erzählte, das war nun über die Maßen unglaublich. Aber Hiram sagte es, der noch nie gelogen hatte, also mußte es wahr sein. Und dann zum Schluß kam das Wunder der Wunder: die Geschichte von der schönen feinen Dame, die sich seiner so liebevoll angenommen hatte. Das erzählte er im Auszug. Doch das

war den biederen Leuten von Matamoras zu viel. Die dreißig Stock hohen Gebäude, mit dem ewigen Schnee darauf, hatten sie noch verdaut. Die schöne, vornehme und doch so freundliche Witwe Eva, die so herrlich riechen sollte, wie alle Rosen in des Pastors Garten zusammen, die verdauten sie nicht.

„So was," sagten sie, „kommt wohl in Tausend und eine Nacht vor, aber heutzutage nicht mal in New York."

Von Stund an galt Hiram als der größte Lügner auf hundert Meilen im Umkreise. Er beschwor's bei seiner ewigen Seligkeit, genau so habe sich's mit der vornehmen Dame verhalten. Es half ihm nichts. Sein Ruf als der ehrliche Hiram war dahin, blieb dahin. Er schmerzte ihn tief, viel tiefer als die fünfzig Dollars, die er Eva geliehen hatte und die nicht zurückkamen, oder als weitere fünfzig Dollars, die ihm fehlten und über deren Verbleib er sich keine Rechenschaft geben konnte. Zuletzt, da ihm niemand traute, ging er hin und erhängte sich an einem Baum mit sauren Äpfeln hinter der Scheune.

Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35.



